Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indier, Persier, Türken, Russen und Amerikaner ꝛc.

als eine Fortsetzung

der alten

Rollinschen Geschichte.

Vom 12ten Theile an

von Herrn Richer

fortgeführt.

Aus dem Französischen.

Drey u. dreyßigster u. letzter Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1779.

Zusätze zu der Chinesischen Geschichte, die sich in dem Anfange dieses Werks befindet.

Es heißt dort, dieß Reich sey in funfzehn Provinzen eingetheilt u. s. w. Man muß hier hinzusetzen, jede Provinz ist in viele Kantons eingetheilt, deren jedes eine Stadt vom ersten Range zur Hauptstadt hat. In dieser Stadt giebts ein Ober-Tribunal, an welches viele andre Gerichtsbarkeiten gehn, die in den Städten von zweytem Range belegen sind, an welche man von denen Tribunälen appellirt, die sich in den Städten der dritten Ordnung befinden.

Um von der Anzahl und Grösse der Chinesischen Städte einen allgemeinen Begrif zu geben, wollen wir das anführen, was Pater le Comte davon berichtet. „Ich habe sieben oder acht Städte gesehn, „insgesamt grösser als Paris, ohne viele „andre zu zählen, in welchen ich nicht ge„wesen bin, und denen die Chinesische

„Erdbeschreibung den nemlichen Umfang „giebt. Es sind daselbst mehr denn acht„zig Städte von der ersten Ordnung, die „wie Lyon, Rouen, Bourdeaux beschaffen „sind; zweyhundert und sechzig von der „zweyten Ordnung, wovon hundert wie „Orleans sind; ungefähr zwölfhundert von „der dritten, unter denen sich ungefähr „sechshundert befinden, die so beträchtlich „sind wie Dijon oder Rochelle; ohne von „einer erstaunenden Anzahl Dörfer zu re„den, die an Grösse und an Anzahl der „Einwohner die Städte Marennes und „St. Jean de Lüc übertreffen. Es sind „dieß keine Uebertreibungen, keine Nach„betereyen. Ich habe selbst den grösten „Theil von China durchreist, und zwey„hundert Meilen, die ich nicht gethan, „können mein Zeugniß nicht verdächtig „machen.„

Der weite Umfang von China läst vermuthen, daß die Luft und der Einfluß der himmlischen Körper nicht allerwärts einerley seyn kan. Die mitternächtigen Provinzen sind in Winter sehr kalt, und die südlichen stets sehr gemäßigt. Im Sommer ist die Hitze in erstern leidlich, in letztern kaum zum Aushalten. Auch ist die Dauer der Tage und Nächte nach der Breite der Oerter verschieden. Je mehr man nach Norden kömmt, je länger sind

die

die Tage im Sommer, im Winter desto kürzer.

Die mittägigen Provinzen sind wegen ihrer Fruchtbarkeit, und wegen des Grades von Vollkommenheit, den alle Vegetabilien daselbst erlangen, den übrigen vorzuziehn. Ueberhaupt ist die Luft von China sehr gesund, und selten von bösartigen Dünsten angesteckt. Pestilenzialische Krankheiten sind in diesem Lande etwas höchst Seltnes.

Beschreibung der Chinesischen Wässer.

China verdankt seinen glücklichen Ueberfluß, seinem tiefliegenden guten Boden, und der grossen Menge Flüsse, Seen und Kanäle, die es bewässern. Es giebt daselbst keine Stadt, kein Flecken, zumal in den mittägigen Provinzen, die nicht am Bord eines Flusses, einer See, eines Kanals, oder irgend eines beträchtlichen Baches läge.

Da die Anzahl der Flüsse unendlich ist, so wird es hinlänglich seyn, wenn wir diejenigen beschreiben, die wegen ihres Umfangs oder wegen ausserordentlicher Eigenschaften Aufmerksamkeit verdienen.

Zu den ersten rechnet man den Y-ang-tse-kiang oder Kiang. Man findet die Beschreibung desselben im ersten Bande dieses Werks. Wir müssen hinzusetzen, daß er an allerhand Arten von Fischen sehr reich ist. Nach einem Lauffe von vierhundert Meilen ergießt er sich ins orientalische Meer, woselbst seine Mündung sieben Meilen in der Breite beträgt. Man

Gemelli. sieht auf diesem Flusse vorzüglich Holzflösse gehn. Das Holz wird von den abendländischen Chinas an den Kiang geschaft. Hier versammeln sich die Flösse, und man verführt es mit wenigen Kosten beynahe in alle Provinzen Chinas mittelst der verschiednen Kanäle, wovon sie durchschnitten sind. Es giebt Flösse von erstaunender Breite, die mehr als eine halbe Meile in der Länge haben. Sie ragen zwey, drey Fuß über das Wasser hervor. Wenn die Stücken aneinander gebunden sind, stellen sich ein Paar Leute an die äussersten Enden des Flosses, einige in die Mitte, und regieren den Floß. Auf selbigen sind in kleinen Entfernungen Binsen- oder Bretter-Hütten erbaut. Die Führer des Flosses haben daselbst ihre Möbeln und ihre Wirthschaft. Auf die Art führt man Holz in sehr grosser Menge nach Pecking, obgleich diese Stadt mehr denn siebenhundert Meilen von den Bergen entfernt ist, auf welchen dieß Holz gefällt wird.

Der Hoang-ko oder gelbe Fluß, der einen Raum von sechshundert Meilen durchläuft, stürzt sich auch ins morgenländische Meer. Ob er gleich bey seiner Länge beträchtlich breit ist, so macht ihn dennoch seine Schnellheit wenig schiffbar: man kann ihn nur mit Hülfe eines sehr starken Windes herauffahren. Seine Austretungen sind entsetzlich. Oft vernichtet er seine Ufer, überschwemmt mit einemmale die Felder, und setzt oft Dörfer, Städte und ganze Landschaften unter Wasser. Um diese Zufälle zu vermeiden, sieht man sich genöthigt an verschiednen Orten Dämme zu errichten.

Eins der Chinesischen Wunderwerke ist der große Kanal, den man den Königlichen Kanal nennt. Er beträgt drey hundert Meilen in der Länge, und durchschneidet China von Norden gegen Süden. Der Kayser Chi-Tseu, Stifter der zwey und zwanzigsten Dinastie, nachdem er zu Pecking, als dem Mittelpunkt seiner Herrschaften, seinen Hof errichtet, ließ diesen Kanal anlegen, um seine Residenz sowol, als auch alle bey ihm befindliche Truppen mit allen ihnen nöthigen Lebensmitteln versorgen zu können. Es befinden sich beständig vier oder fünftausend Bärken auf diesem Kanale; viele davon sind mit achtzig Tonnen befrachtet, um einer

Königlicher Kanal

ner so großen Stadt Lebensunterhalt zu verschaffen. Dieser Kanal hat gewöhnlicher maßen anderthalb Klafter tief Wasser. Wenn man Ueberschwemmungen besorgt, bringt man Rinnen an, um das Wasser in einer schiffbaren Höhe zu erhalten. Es giebt eine große Menge Aufseher, die für dessen Unterhaltung sorgen müssen, und die ihn sammt den Arbeitern täglich besichtigen, um das was an selbigem schadhaft ist, ausbessern zu können. Eine Tagreise von Nanking fällt dieser Kanal in den ebengedachten Kiang. Aus diesem Fluß kömmt man in einen See, der in der Provinz Kiang-si liegt, welcher in einen andern Fluß führt, auf welchem man nach Kanton kann. Alle diese Flüsse und Kanäle hat man so wol zu benützen gewust, daß man von Pecking nach Nanking, welches an der mittägigen Gränze von China liegt, äusserst gemächlich hinkommen; das heist, sechshundert Meilen in diesem Reiche stets zu Schiffe machen kann.

Die Wässer dieser beyden, in der Provinz Se-thuen belegnen Flüsse haben sehr merkwürdige Eigenschaften. Das eine giebt dem Sammte, den man darin wäscht, einen Glanz, den er nirgends bekommen kann, und das andre dem Eisen eine vortrefliche Härtung.

Ein andrer Fluß in der Provinz Kouquang hat ein Wasser, wodurch die Flecke aus den Zeugen gehn und die eiserne Werzeuge scharf werden. Diese Eigenschaft muß man einer Art Salz zuschreiben, womit er geschwängert ist. In eben der Provinz giebts Wasser, die den Thee einen sehr delikaten Geschmack geben.

In der Provinz Ho-nan, die man den Garten von China nennt, giebts einen See, der eine Menge Seidenarbeiter an sich zieht; dessen Wasser diesen Stoffen einen unnachahmlichen Glanz verschaffen.

In der Insel Hainan befindet sich ein andrer, der die Fische versteinert. „Ich „habe selbst Krebse gesehn, sagt der Pater „le Comte, die ihre ganze natürliche Ge„stalt erhalten haben, und dermassen in „Steine sind verwandelt worden, daß sie „härter sind, wie Kiesel.„

Unterwärts findet man viel warme, ja sogar siedende Quellen.

Eine andre Provinz begreift Quellen von salzigtem Wasser in sich, aus denen man Salz in Menge zieht.

Alle chinesische Kanäle werden in guten baulichen Stande unterhalten, und

man giebt sich die äusserste Sorgfalt die Flüsse schiffbar zu machen. Ob sie gleich oft durch Berge und steile Felsen hinweggehn, so kann man dennoch die Kähne gar leicht den Strom aufziehn. Nach vielen Bemühungen hat man endlich an unzählichen Gegenden den Fuß der Felsen durchbrochen, und für diejenigen, die die Barken ziehn, einen ebenern Weg angebracht.

Obgleich sich manche Kanäle nicht mit einander vereinigen, weil die Verschiedenheit ihrer Richtung allzubeträchtlich ist, so weiß man dennoch die Barken von einem in den andern zu schaffen.

An der Spitze des am höchsten liegenden Kanals hat man eine Pyramide erbauet, deren Gipfel sich in einen spitzen Winckel endet, wo sich die beyden Seiten vereinigen, die ein doppeltes Glacis formirt, das sich gegen die Oberfläche des Wassers zu ganz sanft herabsenkt. Wenn sich die Barke in dem tiefern Kanal befindet, windet man sie mittelst der Spille soweit hinauf, bis sie der Spitze von der Pyramide gleich ist. Alsdann zieht sie ihr eignes Gewicht das andre Glacis hinab, das man feucht zu halten besorgt ist. Die Barke glitscht so schnell ins Wasser hinunter, daß man diejenigen, die zur Lenkung

kung darin geblieben sind, ans Hintertheil festbinden muß. Auf eben die Art schaft man eine Barke von einem höhern See in einem tiefern herab.

Unter der Menge Wässer von allen Arten, die in China sind, giebts einige, zumal in den mittägigen Provinzen, die nicht wohl zu trinken sind. Daher ist ohne Zweifel in China die Gewohnheit entstanden, warm zu trinken, und in dem Wasser, wovon sie trinken, Blätter von gewissen Stauden einzuweichen, deren Eigenschaften sie durch den Gebrauch haben kennen lernen. Vielleicht hat man auch ihm die Entdeckung des Thees zu verdanken.

Pflanzen.

Man kennt in China weder Kohl noch Sauerampfer noch Raute. Die Mißionarien haben sie dort hingebracht, allein diese Pflanzen gehn aus, oder schlagen aus der Art. Der Kohl setzt nie Köpfe. Petersilien kommen dort fort, doch haben sie nicht die Güte noch die Lieblichkeit der unsrigen.

Es giebt in China viele uns unbekannte Pflanzen. Man rühmt den Pet-fay sehr. Er gleicht den Blättern nach den Lattich, aber an Geschmack, Blüthe, Saamen, Der Pet-fay.

men und Höhe sehr von ihm verschieden. Der in den nordlichen Provinzen ist dem, der in den mittägigen wächst, sehr vorzuziehn. Der erste Rohreif macht ihn weich, und ungemein wolschmeckend. Man säet davon in unglaublicher Menge. Im October und November sieht man von Sonnenaufgang bis zum Niedergang vor den Thoren von Pecking ein unglaubliches Gedränge von Wägen, die mit dieser Pflanze beladen sind. Die Chineser machen den Pet-fay ein, und vermischen ihn mit Reis, um ihm Geschmack zu geben.

Pappeln. In den mittägigen Provinzen zieht man in den Gärten Pappeln auf; man schneidet deren Blätter ab, und richtet sie mit Fett oder Oel zu, auf die Art, wie man sonst den Laktuk oder Spinat zuzubereiten pflegt. Man versichert, daß diese Pflanze sehr gesund und abführend ist.

Man findet noch in China eine Sorte sehr sonderbarer Zwiebeln. Sie tragen keinen Saamen wie die unsrigen bey sich; allein gegen Ende des Sommers bringen sie eine kleine weise Zwiebel hervor, die der in der Erde befindlichen gleicht; sie befindet sich zwischen den kleinen Fäserchen, welche die Blätter treiben. Diese neue Zwiebel bringt nachher Blätter hervor, und diese Blätter Fäserchen, wo zwi-

schen

schen eine neue Zwiebel wächst, und so weiter. Aber in so verhältnißmäsiger Entfernung, daß dieß Spiel der Natur ein Werk der Kunst zu seyn scheint.

Gurken u. Melonen

Die Gurken, die Melonen, die Kürbisse, Majoran, Toback sind in China so etwas gewöhnliches wie zu Europa. Indeß bemerkt man, daß ihre Gurken an Gestalt von den unsrigen verschieden sind. Unter den Letzten findet sich eine Gattung, die man wie Aepfel ißt. Auch giebt es daselbst Wassermelonen. Es sind auch noch andre Melonen dort, die aus der Tartarey kommen, und die besondre Eigenschaft haben, sich ganzer sechs Monate frisch zu erhalten.

Arzeneypflanzen.

Der Rhabarber.

Der Rhabarber wächst in der Provinz Se-tahuen und in den Bergen von Chen-si, die Schneeberge genannt, in Ueberfluß. Die Blüthe dieser Pflanze gleicht den an ihren Rändern ausgezackten Glockenblumen. Seine Blätter sind lang und ein wenig rauh. Wenn die Wurzel frisch, ist das Innre weislicht. Beym Trocknen bekömmt sie die Farbe, die sie in Europa hat.

Radix Xima, oder Trüffeln. Die Chinesischen Aerzte bedienen sich einer Pflanze, die den Namen Fon-ling führt, und die die Europäer Radix Xima nennen, sehr häufig. Sie sehn selbige für ein vor alle Krankheiten dienliches Mittel an. Sie gebrauchen sie bey allen Krankheiten zuerst. Nach dem Navarette giebts davon zwey Gattungen. Die eine ist fein, weiß, und wächst in den Nordlichen Provinzen; die andre heißt Erdwürzel, und wächst in den mittägigen Provinzen; sie ist nicht so gut, wie jene. Es scheint, daß diese Wurzel eine Art Trüffel ist, die unter der Erde wächst, und nur kleine Schößlinge und einige kleine Blätter aus selbiger hervortreibt, die zu ihrer Entdeckung dienen.

Fen-se. Eine andre Pflanze, Namens Fen-se, hat eine sehr geschätzte Wurzel, und ist weit theurer als der Fon-ling. Ihre Seltenheit macht, daß sie wenig gebraucht wird. Ihrer wärmenden Eigenschaften wegen wird sie als ein sehr gutes Specifikum für alle Flüsse und alle Arten von Verstopfungen gebraucht. Ihre besondere Gestalt macht sie merkwürdig. Auf der einen Seite ist sie sehr rund, und auf der andern bey nahe platt. Die platte Seite ist an der Erde durch viele Fäserchen befestigt, hauptsächlich durch eine ziemlich große, die den ganzen Mittelpunct einnimmt,

nimmt, und so gar bis in die Substanz der Wurzel dringt. Aus dem höhern Theile gehn verschiedne Sprossen hervor, deren jede einen kleinen Büschel bildet. Dieß ist das unterscheidende Kennzeichen dieser Pflanze. Man macht sich bloß aus der Wurzel etwas, die man sieden läßt, oder ins Marienbad bringt, ehe man sie verkauft.

Der Ti-wang.

Der Ti-wang ist die Wurzel einer sehr schönen Pflanze, die hauptsächlich in dem mitternächtigen Theil der Provinz Nonan wächst. Beym ersten Anblick scheints eine Art von Süßholz zu seyn; allein wenn man die Blätter, den Saamen untersucht, und auf den Geschmack acht giebt, weiß man nicht, in welche Klasse man sie bringen soll. Man braucht ihn mit Erfolg für einen schwachen Magen, und zur Herstellung hinfälliger Gesundheit,

Gin-sing.

Man hat von Gin-sing und seinen Eigenschaften in dem ersten Bande dieses Werks gesprochen. Es ist unnöthig, hier das zu wiederholen, was davon gesagt worden.

Der Santsi.

Der Santsi ist nach dem Gin-sing die kostbarste Pflanze in China, und diejenige, die die Chinesischen Aerzte am mei-

sten schätzen. Ob sie gleich zwischen den vortrefflichen Eigenschaften dieser beyden Pflanzen wenig Unterschied machen, so giebts gleichwohl Fälle, wo sie dem Sant-si Vorzug zu geben scheinen. Das geschieht besonders in Weiberkrankheiten und bey allen Blutverlusten. Er wächst nur auf den unzugangbaren Bergen in der Provinz Quang-si. Es existirt eine Art Ziege, die diese Art Pflanze sehr liebt, und sie zu ihrer Nahrung braucht. Man hat die Bemerkung gemacht, daß das Blut dieser Ziege medicinische Eigenschaften erlangt hat, die viel von der Santsi haben. Es ist ausgemacht, das das Blut dieses Thieres erstaunende Wirkungen hervorbringt, hauptsächlich, wenn man sich bey einem Fall verwundet hat. Die Mißionaren versichern, verschiedene Erfahrungen davon gesehen zu haben. Einige von ihren Bedienten, die durch flüchtige Pferde waren heruntergeworfen, und dermassen verwundet worden, daß sie ohne Bewegung waren liegen geblieben, befanden sich durch den Gebrauch dieses Mittels dermassen hergestellt, daß sie in vier und zwanzig Stunden ihre Reise fortsetzen konnten. So bald der Kranke den Trank genommen, bekommen die schwarzen Flecke eine lichtere Farbe; sein Gesundheitszustand verändert sich von Tage zu Tage, und die Genesung bleibt nicht lange aussen.

sen. Alle Krankheiten, die aus den schlechten Eigenschaften des Bluts herrühren, werden durch den Gebrauch der Sant-si, oder des Bluts von der Gattung Ziege, die sich davon nährt, bald geheilt. Die gröste Schwierigkeit ist, entweder dies Blut rein und unverdorben zu finden, oder die Pflanze selbst. Sie ist sehr selten und sehr theuer.

Die letzte medicinische Pflanze, die den Leser zu beschäftigen verdient, ist eine Art Kaßia. Sie wächst auf einen ziemlich hohen Baume, den die Chineser den Baum mit den langen Früchten nennen. Auf die Blüthe dieser Bäume folgen Fingers lange Schoten. Diese sind nicht wie bey den Bohnen beschaffen, das heißt, haben nicht runde Hülsen, sondern bestehn aus einer Art hohlen Röhre, die innwendig in Behälter und kleine Zellchen abgetheilt ist, und eine markichte Substanz in sich schliessen, die der Kaßia, deren wir uns bedienen, ähnlich ist. Kaßia.

Kräuter, deren sich die Chinesischen Färber bedienen.

Von all den Kräutern, deren sich die Chinesischen Färber bedienen, ist uns nur eins bekannt geworden, das man Tien oder Tienhoa nennt, Diese Pflanze Der Tien.

wird

wird stark gebraucht. Wenn sie gekaut oder in Kuffen zubereitet worden, giebt sie eine blaue, dem Auge sehr behagliche Farbe.

Die schönen Mahlereyen, die die Chineser auf Atlas, Tafft und andere Stoffe anzubringen pflegen, sind mit verschiednen Säften von Blumen und Kräutern verfertigt, deren Wirkungen ihnen die Erfahrung hat kennen lehren, und das sind die Geheimnisse ihrer Kunst.

Diese Farben sind stets sehr lebendig, und verschiessen nie. Sie sind mit zartem und leichtem Pinsel aufgetragen, und springen nie ab. Es scheint, als wären sie fein herein gewirkt.

Man findet an verschiednen Orten fasrichte Pflanzen, woraus man Leinewand und verschiedne zu Kleidungen dienliche Zeuge verfertigt.

Bäume, Sträucher, Stauden.

Wendeten die Chineser auf die Baumzucht so viel Sorgfalt, als sie auf Bearbeitung ihres Bodens und ihrer Gärten verwenden, so würden sie alle die in Europa befindlichen Früchte haben.

Die

Die Nuß, die Kastanien, die Aepfel, die Birnen, die Aprikosen, die Kirschbäume kommen daselbst, ja so gar in allen Landschaften Chinas sehr leicht fort. In den mitternächtigen Provinzen vermehren sich die Granat- und Feigenbäume und die Weinstöcke ungemein. Die Europäer haben bloß dadurch einen Vorzug vor ihnen, daß sie mehr Spielarten von jedem Geschlecht haben. Die Chineser haben nur drey oder vier Gattungen Aepfel, sieben oder acht Sorten Birnen, eben so viel an Pfirschen. Ihre Kirschen sind eine schlechte Gattung. Fruchtbäume.

Dieser Verlust wird ihnen durch andre trefliche Früchte ersetzt, die wir unter unsern Himmelsstrichen nicht finden. Unter andern haben sie eine ihnen nur ganz eigne Gattung von Früchten. Sie nennen sie Tse-tse. Wenn sie trocken ist, wird sie mehlicht und zuckricht wie die Feigen. Der Baum, der sie trägt, ist sehr schön. Wenn er gepfropft ist, wird er so hoch und so dick belaubt, wie unsre Nußbäume. Seine Blätter sind lang, und behalten bis im Nachherbst ein sehr anmuthiges Grün. Die Frucht ist so groß, wie ein Apfel, und von einer sehr angenehmen Farbe. Es giebt deren verschiedne Sorten, unter denen man einige auf dem Stroh zur Reife kommen läßt. Tse-tse.

Sie sind allesamt von sehr anmuthigen Geschmack. Der Baum wächst in ganz China, der aber in den mittägigen Provinzen ist den andern vorzuziehen.

Man findet in den mittägigen Provinzen dieses Reichs Limonien, Pomeranzen und Zitronen von allen Gattungen. Unter den Zitronen giebts eine Sorte, die so groß ist, als ein Menschenkopf. Ihre Blüthe ist weiß, und giebt einen sehr angenehmen Geruch von sich. Distillirt, bekommt man von ihr ein vortreffliches Wasser. Das Fleisch der Frucht ist roth, und hat einen etwas säuerlichen Geschmack.

Man findet in der Provinz Quangtong die gröste Frucht, die es auf der ganzen Welt giebt; sie wiegt an hundert Pfund. Es ist dies die *Po-le-mie*; die Portugiesen nennen sie *Jaka*; die Spanier *Mangeas*. Sie wächst nicht an den Aesten des Baums, sondern geht aus dessen Schaft hervor; ihre Rinde ist so hart, daß man sie mit einem Beile öfnen muß. Das Innere ist in kleine Behälter abgetheilt, die eine grosse Menge kleiner Nüsse in sich fassen, welche, wenn sie reif sind, sehr angenehm schmecken. In jeder Nuß befindet sich ein Kern, den man röstet.

Dies Land bringt eine Art Zitronen- oder Olivenbaum hervor, den wir beschrei-

ben zu können glauben. Dieser Baum ist so hoch wie der Olivenbaum, und ihm an Farbe und Blättern sehr ähnlich. Ueberdieß verlangt er den nemlichen Boden. Seine Frucht hat die nemliche Gestalt und die nemliche Farbe, die unsre grosse Oliven haben. Es ist glaublich, sagt Pater dü Halde, daß wenn man ihn so zubereitete, wie unsre Oliven in Europa zugerichet werden, diese Frucht auch völlig so schmecken würde, wie unsre Oliven.

Besondere Gattung von Zitronenbaum.

Pater dü Halde.

Wenn diese Oliven zu ihrer vollkommenen Reife gediehen sind, so machen die Chinesen, anstatt sie mit der Stange herunter zu schlagen, ein Loch in den Schaft des Baums, füllen es mit Salz an, und stopfen es hernach zu. Nach Verlauf einiger Tage fällt die Frucht von selbst herab.

In den Provinzen von Fo-kien und von Quangsi wachsen zwey Arten Bäume, die Gattungen von uns ganz unbekannten Früchten tragen. Die Chineser machen sich wegen ihrer Güte viel daraus.

Die erste wird Lit-chi genannt, und giebt verschiedne Sorten; eine, deren Frucht von der Grösse einer Dattel ist; ihr Kern ist auch so lang und so hart, als ein Dattelkern; er ist mit einem weichen Fleische bedeckt, und mit einem sehr lieb-

Der Litchi.

lich schmeckenden Wasser angefüllt. Wenn man sie trocken werden läßt, verliert sie einen Theil dieses geschmacks. Sie wird runzlicht und schwarz, wie unsre Pflaumen. Man erhält sie das ganze Jahr durch.

Wenn man den Pflaum, der sie bedeckt, abgenommen hat, findet man eine Rinde, die von außen den Schagrin gleicht, von innen aber sehr glatt ist, und eyrund. Diese Frucht ist sehr hitzig. Wenn man viel davon ißt, macht sie einem viel Beschwerlichkeit; bringt so gar am ganzen Körper Blattern hervor. Die Chinesrr thun sie gemeiniglich in ihren Thee, um ihn einen säuerlichen Geschmack zu geben, den sie der Süßigkeit des Zuckers vorziehen.

Drachenauge.

Die andre Gattung heist Drachenauge. Ihre Figur ist rund, die Rinde gelbicht, das Fleisch weiß, wässericht, säuerlich; man behauptet aber, es sey nicht so lieblich, als das vom Litchi. Gleichwol ists gesünder, und thut nie Schaden. Wie dem auch seye, alle Europäer, die von diesen Früchten gegessen, versichern, daß sie sehr schmackhaft sind, und allen denen vorzuziehn, die unter unsern Himmelsstrichen gedeihen.

Man bemerkt an einem Baume, den

die

die Chineser Merei-chu nennen, und der eine kleine saure bey Weibern und Kindern sehr beliebte Frucht trägt, etwas ziemlich besonders. Man läßt sie trocknen, und mit Eßig und Pfeffer zurichten. Sie reizt zum Appetit an. Der Baum ist sehr groß, und trägt weisse Blüthen. Pater Malchahens sah 1669. gegen Weyhnachten zum erstenmal einen solchen Baum: er erstaunte sehr, ihn in Blüthe zu finden, obgleich der Frost sehr scharf war, und viel Schnee fiel. Der Merei-chu.

Von den Kokosbäumen, Ananas und Coyaren wollen wir nichts gedenken. Sie gleichen denen in Indien, und es scheint, daß die Chineser sie daher bekommen haben.

Wir haben noch von drey Bäumen und einigen andern zu reden, die die Neugier unsrer Leser zu erregen verdienen.

Der erste von diesen Bäumen hat die Höhe unsrer Nußbäume. Er trägt Körner von Linsengröße, die eine rothgraue Farbe haben. Wenn sie reif sind, öffnen sie sich von selbst, und geben einen Kern, der so schwarz ist, wie Achat. „Der Geruch davon ist stark, sagt le Comte, daß „man nicht lange auf dem Baume bleiben „kan, ohne davon übel zu werden. Um „die Früchte zu pflücken, muß man oft

„wieder anfangen. Man legt diese Körner in die Sonne, und wirft den Kern weg, der zu bitter ist, als daß man ihn brauchen könnte. Man bewahrt nur seine Rinde auf. Sie ist nicht so beissend wie Pfeffer, aber das gemeine Volk braucht sie in seinen Ragus.„

Der Hoa-tsiano. Die Pflanze, die den Pfeffer zeugt, und die man Hoa-tsiano nennt, macht in manchen Provinzen einen sehr schönen Baum, und ist in andern nur ein dicker Strauch. Ohne Zweifel ist diese Verschiedenheit der Verschiedenheit des Bodens und Klimas zuzuschreiben.

Der Schotenbaum. Der zweyte Baum, von dem wir reden wollen, trägt Schoten, die den unsrigen gleichen, aber keinen so zuckrichten Geschmack haben. Die Gestalt, die Farbe, die Schote zeigen an, daß sie von der nemlichen Gattung sind. Dieser Baum ist in verschiednen Gegenden etwas sehr gewöhnliches. An Dicke und Höhe giebt er keinem andern nach.

Der Zimtbaum. Die dritte Art Baum ist der Zimmtbaum. Er ist unter dem von Cylan. Letzterer hat eine rothe Farbe, die seine Vollkommenheit zu erkennen giebt, und der Chinesische ist grau, dicker, rauher und weniger düftend. Auch fehlt viel daran, daß er die Eigenschaften hätte, die jener hat.

Indeß

Indeß hat die Erfahrung bewiesen, daß er verschiedne Eigenschaften mit dem Indischen gemein hat. Daß er ihm nicht ganz gleich kommt, daran ist Boden und Gegend Schuld.

Noch giebts in China vier besondre Bäume, die man den Firnißbaum, den Talkbaum, den Wachsbaum und den Oelbaum nennt. Von den drey ersten ist im ersten Bande dieses Werks geredet worden. Ich weiß nicht, weshalb der Herr Abbe de Marsi den letztern vergessen hat: er verdient die Aufmerksamkeit der Leser so gut wie die übrigen.

Dieser Baum, wenn man ihn ein wenig von weiten sieht, ist dem Nußbaum so gleich, daß man sich darinn leicht irret. Seine Gestalt, seine Farbe, die Länge und der Umriß der Blätter; die Gestalt und Vertheilung seiner Früchte, lassen jemanden, der den Nußbaum nicht vollkommen kennt, keinen Unterschied bemerken. Man nennt diesen Baum den Tong-chu. Der Tong-chu. Seine Nüsse sind mit einem Oel angefüllt, das ein wenig dick und mit einem schwammichten Marke vermischt ist, das man preßt, um den ganzen Saft, womit es geschwängert ist, heraus zu bekommen. Dies Oel hat, nach vielen damit angestellten Experimenten vieles von der Schäd-

lichkeit des Firnisses. Um es brauchen zu können, läßt man es mit Silberglette kochen, und schüttet die Farben, die man ihm geben will, hinzu. Oft überzieht man damit, ohne daß Farbe hinzugekommen, das Holz; es schützt selbiges vor dem Regen. Man bedient sich dessen sogar auf den gepflasterten Fußböden. Sie werden davon sehr glänzend, und behalten, wenn man sie von Zeit zu Zeit sorgfältig abwäscht, ihren Glanz lange Zeit. Die gepflasterten Böden in den Kayserlichen Sälen sind mit diesem Oel überzogen.

Wenn die Chineser einen Saal, ein Zimmer oder ein Kabinet auszieren wollen, haben sie eine mit Kalk gekämmte Wolle und ähnlichen Materialien zubereitete Maße; sie lassen dieß alles zu einem gewissen Grad trocken werden, und thun alsdenn von diesem Oel hinzu, das mit der Farbe, die man ihm geben will, ist einprägnirt worden. Man vergoldet öfters alles Simswerk, Bildhauerarbeit, und alles, was nur erhobne Arbeit ist, und der Glanz, den das Oel dem übrigen Theil des Holzes giebt, erhöhet die Vergoltung.

Da dieß Oel wohlfeiler zu haben, als der Firnis, so mischen die Kaufleute vieles davon unter den Firnis, unterm Vor-

wand,

wand, daß er dadurch aufgelöst würde, und sich dehnen lasse. In denen mitternächtigen Provinzen überzieht man auch Zeuge damit, um sie zu dem Behuf tauglich zu machen, zu dem wir uns unsrer Wachsleinewand bedienen.

Der Tscha-yeou.

Noch giebts zu China einen Baum, der die Frucht trägt, die man Tscha-yeau nennt, aus welcher man ein Oel zieht, das nach dem Bericht des Pater le Comte das beste von allen Chinesischen Oelen ist. Der Baum ist von mittlerer Größe, und kommt allenthalben gut fort, sogar ohne Kultur. Dürre Berge, steinigte Ebnen, alles ist ihm gleich. Der Höhe und der Gestalt nach ist er dem Kastanienbaum ziemlich ähnlich. Er erzeugt grüne Beeren, von unregelmäßiger Gestalt, die ziemlich harte und knorplichte Kerne in sich schliessen. Durch das Pressen bekömmt man aus selbigem ein Oel, das in ganz China sehr geschätzt wird.

Die Baumwollenstaude.

Die Baumwollenstaude ist eine von den nützlichsten Pflanzen, die man in China anbaut. An eben dem Tage, da die Feldarbeiter ihr Getraide eingeärntet, säen sie auf eben dem Felde Baumwolle aus, und schaufeln oberwärts die Erde bloß mit der Erdhacke um. Wenn diese Erde durch Regen oder Thau feucht geworden, geht ein Bäumchen von zwey Fuß hoch aus selbiger hervor.

Die Blühten sind gelb, manchmal roth. An ihrer Stelle kömmt eine kleine Knospe zum Vorschein, die die Gestalt und Grösse einer Nuß hat. Vierzig Tage, nachdem die Blühte erschienen, öfnet sich diese Kapsel von selbst, spaltet sich an drey oder vier Orten von einander, zeigt drey oder vier Knäuel Baumwolle, die ausserordentlich weiß ist, und wie die Seydenwurmeyer gestaltet. Sie sitzen ganz tief in der Schote und enthalten Saamen fürs künftige Jahr. Sobald man diesen Saamen sieht, ists ein Zeichen, daß es Zeit ist, diese Frucht einzusammlen.

Man bedient sich eines Rades die Baumwollenfasern von dem Saamen abzusondern, an welchem sie haften.

Der Kouchu.

Der Baum, den die Chinesen Kouchu nennen, gleicht ziemlich unsern Feigenbäumen, den Blättern und den Aesten nach, welche letztere von leichten und marckichtem Holze sind. Seine Eigenschaft ist, daß er durch einen Einschnitt eine milchichte Materie von sich giebt, deren man sich zur Befestigung der Goldblättchen bedient. Nachdem man mit einen in diese Art Milch getunkten Pinsel das Muster gezeichnet hat, das man haben will, so legt man sogleich die Goldblättchen auf, die sich dadurch so fest anleimen, daß sie nie wieder abgehn.

Der

Der Lung-ju-ou hat einen Schaft der so dick ist, als unsre großen Pflaumenbäume. Er trägt eine runde und etwas länglichte Frucht, die beynahe die Farbe unsrer Kirschen hat, wenn sie noch nicht reif sind. Sie hängt wie diese an einem langen Stiele, und manchmal ist sie wie Trauben zusammen. Die Substanz derselben ist grünlicht, und verwandelt sich, wenn die Frucht reif ist, gar leicht in einen flüßigen Teig. Man reibt sich im Winter die Hände damit ein, und bewahrt sie dadurch vorm Frost. Der Lung-ju-ou.

Die Insel Heinan, in der Provinz Quang-tong erzeugt einen Baum, der Drachenblut giebt, und viele andere Arten aus denen, nach einen Einschnitt, ein weisser Saft hervortröpfelt. Er wird in der Luft hart, und nimmt eine röthliche Farbe an, ohne gleichwohl seiner Konsistenz nach mit den Gummis oder Harzen einige Aehnlichkeit zu haben. Wenn man ihn in eine Räucherpfanne wirft, brennt er langsam, und giebt einen angenehmen Geruch von sich, als der Weyhrauch.

Man findet in China fast alle die Arten Holzes, deren sich in Europa die Zimmerleute und Tischer bedienen. Die Fichten erlangen daselbst eine Dicke, die sie nirgends anders bekommen. Man Bauholz.

ver-

versichert, daß sich welche dort befinden, deren ausgehölter Stamm mehr als dreyßig Menschen würde fassen können. Die alten Fichten geben, wenn man sie verbrennt, einen Ruß, woraus man die beste Chinesische Dinte verfertigt. Man brennt sie in ganz besonders gebauten Oefen. Die Chinesen leiten den Rauch durch lange Röhren in kleine wohlverwahrte Kabinette, die inwendig mit Papierbögen austapezirt sind. Der in diese Kabinette geleitete Rauch heftet sich an das Papier und an das Getäfel, wo er sich verdickt. Man läßt ihn einige Tage darinn, und nimmt ihn heraus, um Ruß daraus zu machen.

Der Nan-mou.

Das geschätzteste unter allen diesem Holze ist das, das man Nan-mou nennt. Die Säulen der Gemächer und der alten Säle in dem Käyserlichen Pallast sind so wol als die Thüren, Fenster und Balken davon verfertigt. Die Chineser sehn es für ein unverwesliches Holz an; sie sagen sprüchwortsweise, um ein ewiges Gebäude aufzuführen, müsse man Nan-mou-Holz nehmen. Dieser Baum ist einer der höchsten und gradsten, die man sehn kann. Er treibt die Aeste nur zu einer gewissen Höhe: gegen die Spitze zu endigen sie sich in einen Büschel. Viele Reisende haben diesen Baum für eine Zeder gehalten; allein diejenigen, die die Blät-

ter sorgfältiger untersucht, versichern, daß es eine verschiedne Art ist. Er bringt eine Frucht hervor, die zum Essen nicht tauglich ist, die aber einen sehr angenehmen Geruch verbreitet, wenn man sie in einem Zimmer aufhängt.

In vielen Amerikanischen Landschaften findet man eine Art Holz, das so kompakt, und so hart ist, daß man es Eisenholz nennt; es ist aber bey weitem so hart nicht, wie das, dem die in China gewesne Mißionaren diesen Namen geben. Die Dicke seines Schafts, die Figur seiner Blätter, die Farbe des Holzes unterscheiden diese beyden Bäume sehr von einander. Ueberdieß ist er auch an Schwere sehr von der Eiche verschieden. Er hat beynahe die Farbe wie Eisen; wird sogar zu mancherley Behuf gebraucht, wozu das Eisen verwandt wird. Man verfertigt daraus Kauffartheyschiffe, oft Kriegesschiffe. Seines Gewichts uugeachtet schwimmt es auf dem Wasser. Eisenholz.

Der Hr. Abbe de Marsi hat von dem Chinesischen Bambusrohr eine so schlechte Beschreibung geliefert, daß wir nach dem Berichten der Mißionaren hier eine neue geben zu müssen glauben. Das Bambusrohr.

Das Bambusrohr, sagen sie, ist eine Art Schilfs, dessen Schuß so stark ist,

als der Schaft der meisten in Europa bekannten Bäume. Einige darunter sind mehr denn dreyßig Fuß, die kleinsten haben wenigstens zehne. Es giebt in der Provinz Tschekiang ganze Wälder von diesem Schilfe. Sie sind hol, und absatzweise knoticht, gleichwol aber sehr hart, und halten die schwersten Lasten aus. Manchmal tragen sie hölzerne Fahrzeuge von sehr grossem Umfange. Ungeachtet ihre Härte kann man sie in sehr dünne Fäden schneiden, woraus man Matten, Schachteln, Kämme, und verschiedne andre sehr saubre und sehr artige Kunstsachen verfertigt.

Wenn man diese Röhre so frisch, wie sie abgeschnitten sind, ins Feuer wirft so kömmt daraus ein Saft hervor, den die Aerzte für sehr heilsam halten. Sie geben denen davon zu trinken, die gefallen oder verwundet sind. Sie vermeynen, daß er alles ausgetretne Blut vertheile.

Noch bedient man sich dieses Schilfs zu vielerley Behuf. Man schneidet es in Stücken, läßt selbige aufwallen, und in Wasser solange weichen, bis es sich in einen Teig verwandelt hat, woraus man allerhand Sorten Papier verfertigt, welches einen sehr beträchtlichen Zweig der Handlung ausmacht.

Man

Man bedient sich auch des Bambusrohrs, Kanäle, Wasserleiter, Ferngläser daraus zu machen.

Es giebt eine andre Art Schilfrohrs, das so schwarz ist wie Ebenholz, und woraus man verschiedne Instrumente verfertigt.

Dieß Klima erzeugt verschiedne Arten Holz, die wegen ihrer Schönheit, und wegen des angenehmen Geruchs, den sie verbreiten, sehr kostbar sind. Als da sind das Rosenholz, das Veilchenholz, das Adlerholz, das gelbe Holz.

Verschiedne Arten wolriechenden Holzes.

Das Rosenholz ist röthlichtschwarz, voller sehr feinen und so schön gezeichneten Adern, daß man sie mit dem Pinsel gemacht glauben sollte. Es giebt einen sehr lieblichen Geruch.

Das Veilchenholz wird darum so genannt, weil es einen sehr angenehmen Veilchengeruch von sich giebt. Man verfertigt daraus verschiedne eingelegte Arbeit, die sehr geschätzt wird.

Das Adlerholz wird sehr gesucht; sein Geruch und seine Schönheit machen es beynahe eben so kostbar, als das, von dem wir eben geredet.

Das

Das Gelbholz hat seinen Namen von seiner Farbe. Man hält es für unverweslich, und es hat einen sehr angenehmen Geruch. Man verfertigt daraus Säulen, deren Werth nicht bestimmt ist. Privatpersonen haben nicht die Freyheit, es zu ihrem Gebrauch zu verwenden; bloß der Kayser bedient sich dessen.

Theestaude. Herr Abbe de Marsi hat in dem ersten Bande dieses Werks eine Beschreibung von der Theestaude geben wollen, sie ist aber so wenig hinreichend, daß wirs für Pflicht halten, sie durch folgende zu berichtigen. Wir haben sie aus den Reisebeschreibungen der Mißionaren genommen. Die meisten von denen, die sich des Thees bedienen, kennen die Staude nicht, die ihn hervorbringt, und wissen auch nicht, wie er zubereitet wird: sie werden ohne Zweifel mit Vergnügen lesen, was diejenigen davon sagen, in deren Gegenwart er gepflückt und zubereitet worden.

Es giebt viele Arten Theestauden. Die erste hat ihren Namen von einem in der Provinz Kiang-nan belegnen Berge Song-lo-chan genannt. Er ist ganz mit diesen Stauden bedeckt. Man pflanzt sie bey nahe wie die Weinstöcke, und klopft sie bey nahe beständig ab, um ihren Wachsthum zu verhindern. Alle vier, fünf Jahr wer-

werden neue gepflanzt, weil mit deren Verlauf ihre Blätter hart und bitter werden. Ihre Blüthe ist weiß, besteht aus fünf Blättern, und hat die Gestalt einer Rose. Nach dieser Blüthe kömmt eine kleine Beere zum Vorschein, die einer grünen Nuß gleicht, sich aber in drey runde Zellchen theilt, deren jede einen vieleckichten Saamen in sich faßt.

Die Gewohnheit diese Pflanze in ihrem Wachsthum zu verhindern, findet man nur in der Provinz Kiang-nan. Anderwärts läßt man sie wachsen, und ihre natürliche Höhe beträgt zehn bis zwölf Fuß. Man ist so vorsichtig ihre Zweige, wenn sie jung ist, herabzubiegen, um die Blätter desto leichter abzupflücken. Sie sind lang, spitz, und machen das Wasser, worinn man sie kochen läßt, grün. Ueberdieß haben sie eine ätzende Kraft, die man nur durch einen langen Gebrauch kennen lernt.

Linnæus genera plantarum paragraph. 593.

Die zweyte Staude ist der Vou-y-tcha. Er wächst vornemlich in der Provinz Fo-kien und hat seinen Namen von einem Berge Vou-y-chan genannt, der durch die Kunststücke der Bonzen und durch die Pflanzen, die er erzeugt, berühmt ist. Sie ist gerade so hoch und so stark wie die vorige Gattung, wird auch auf eben

die Art angebaut, aber ihre Blätter sind ründer, und dunklers Grün. Sie geben dem Wasser, worinn man sie kocht, eine gelbe Farbe, haben nicht die mindeste Säure, und sind dem schwächsten Magen nicht im Geringsten unzuträglich. Diese Art Thee wird im ganzen Reiche am meisten gesucht. In den mitternächtlichen Provinzen findet man dessen nicht viel. Die Güte dieser beyden Arten Thee erkennt man an der gelben Farbe, an der Feinheit und Weiche ihrer Blätter. Diese zwey Stauden bringen dreyerley Arten Thee hervor: die Jahreszeit, in denen man sie pflückt, bewirken ihre Verschiedenheit.

Die erste Sorte wird von neugepflanzten Stauden gepflückt, und besteht nur aus der Spitze der Blätter. Man hebt ihn für den Kayser auf, oder um damit Geschenke zu machen.

Die Blätter, die auf diesen Stauden nach den beyden ersten Lesen bleiben, machen die dritte Gattung aus. Man läßt sie groß werden, und giebt sie weit wohlfeiler, wie die beyden ersten Gattungen.

Zu diesen drey Sorten Thee könnte man noch eine vierte hinzusetzen, welche die

Blühte

Blühte der Staude selbst ist; allein dieser Thee hat einen ungeheuern Preis.

Zu diesen zwey Stauden, (von denen wir eben eine Beschreibung geliefert, kan man alle diejenigen rechnen, die Thee hervorbringen. Ob man gleich in ihren Eigenschaften, in ihrer Farbe und in der Gestalt der Blätter einige Verschiedenheit findet, und ob man ihnen gleich andre Benennungen giebt, so haben sie doch einerley Kraft. Blos Boden und Himmelsstrich bewirken diese Verschiedenheit, so wie bey den Europäischen Weinstöcken.

Indeß muß man nicht alles, was die Chinesen Thee nennen, mit dem wahren Thee vermengen; sie geben diesen Namen vielen Pflanzen, die sogar nicht zur Theeklasse gehören, und die diejenigen, die mit diesen Blättern kein Verkehr treiben, ganz anders nennen.

In der Provinz Chan-tong ist das, was man unter dem Namen Mangingtha, als eine Gattung vortrefliches Thees verkauft, nicht anders als Felsenmoos, von sehr bittern Geschmack. Das Einzige hat es mit dem Thee gemein, daß es, wenn mans warm trinkt, die Verdauung befördert.

Das Dorf Poucoul in der Provinz Yu-nan ist ein sehr beträchtlicher Stapel. Man sammelt daselbst in großer Menge einen Thee ein, der von den übrigen Sorten verschieden ist, und eine ganz besondre Art scheint. Kein Privatmann darf in dieß Dorf; sie können sich ihm nur bis zum Fuß gewisser angränzenden Berge nähern. Daselbst verkauft man ihnen den Thee, dessen sie bedürfen. Die Bäume, die ihn tragen, sind hoch und dickbelaubt. Man pflanzt sie ohne Ordnung, und sie wachsen ohne Pfleg- und Wartung. Die Blätter sind weit länger und dicker, als die von Son-lo-tcha und dem Vou-y-tcha. Man wickelt diese Blätter rollenweis zusammen, und verkauft sie nicht theuer. Dieser Thee wird so wie der andre zubereitet. Das Wasser, worinn man ihn einweichen läßt, wird röthlich.

Die Chinesischen Aerzte versichern, daß dieß Getränk heilsam, und man hat es in der That sehr gute Wirkungen hervorbringen sehn; als z. E. in Entzündungen, Müdigkeiten u. s. w.

Doktor Kämpfer hat viele Beobachtungen über den Thee gemacht. Hier ist das, was er über seine Eigenschaften sagt, ins kurze zusammengedrängt. „Ich glau-

„be

„be nicht, daß es eine Pflanze giebt, deren „Wirkungen nützlicher wären. Auch „giebts keine, die sich leichter abkochen lies„se, die flüchtiger wäre, die die niederge„schlagnen Sinnen schneller beseelte, und „dem Geist soviel Lustigkeit gäbe. Wenn „sie aber nicht ein Jahr alt ist, und wenns „in Uebermaaße getrunken wird, wird es „sehr gefährlich, verursacht Schwindel, „Nervenkrankheiten, und Zittern in allen „Gliedern. Dieß Wasser hat die Eigen„schaft, Verstopfungen zu heilen, das Blut „zu reinigen, zerstört die weinhafte Mate„rie, die den Nierenstein, den Lendenstein „und das Zipperlein erzeuget. Diese Ei„genschaften sind so wirksam, daß ich unter „den dort befindlichen Theetrinkern keinen „einzigen gefunden habe, der Zipperlein, „oder Lendenstein gehabt. Ich zweifle „nicht, setzt er hinzu, daß der Thee in Eu„ropa die nemlichen Wirkungen hervor„bringen sollte, wenn die Krankheiten da„selbst nicht erblich wären, und wenn sie „nicht durch den Gebrauch des Weins, „starker Likôre und Raguts erzeugt und er„nährt würden.„

Der Thee hat noch die Eigenschaft, die Kolikschmerzen zu stillen, und den Apetit anzureitzen; man muß aber eine stärkere Dosin nehmen, wie gewöhnlich.

Kämpfer sagt noch, die Chinesischen Aerzte hätten ihn versichert, daß der tägliche Gebrauch vom neuen Thee den Lebenssaft aufriebe, und unmerklich ins Grab führte; daß wenn man bey ihnen gegenseitige Wirkung fände, so müsse man dieß den fetten Speisen und dem Schweinefleische zuschreiben. Zu dem Ende führten sie ihm ein ganz besonders Beyspiel an.

„Eine Frau war es überdrüßig länger bey einem magern, übelgestalteten „und ohnmächtigen Mann zu leben. Sie „zog einen Arzt zu Rathe, wie sie einen „so widrigen Mann loswerden könnte. Er „rieth ihr, sie sollte ihrem Manne nichts „als Schweinefleisch und ähnliche fette „Speisen zu essen geben, und versicherte sie „binnen einem Jahre sollte ihr Verlangen „erfüllt seyn. Dieser Frau däuchte dies „Ziel zu lang, sie gieng zu einem andern „Arzt und frug ihn über den Punkt um „Rath. Dieser rieth ihr, ihrem Manne „einen neuen und sehr starken Thee zu geben, und das so oft, als sie nur könnte, „mit der Versichrung, sie solle in weniger, „denn einem Jahre ihrer Hauslast los „seyn. Da sie nun je eher je besser „dieß wünschte, bediente sie sich der beyden „ihr angegebnen Mittel; sie wurde aber in „ihrer Erwartung getäuscht. Diese beyden

„Mit-

„Mittel, führten ihren Mann nicht nur nicht „ins Grab, sondern er wurde dick und fett, „und bekam die dauerhafteste Gesund„heit.„

Anson führt eine beynahe ähnliche Begebenheit von einer Ehebrecherin an, die um ihren Mann schneller los zu werden, ihm Merkurius mit Gift vermischt eingab; es blieb aber ohne Folgen. Diese beyden Beyspiele beweisen, daß in allen Ländern, zu allen Zeiten abscheuliche Verbrechen sind begangen worden.

Wir glauben hier von den Maulbeerbäumen reden zu können, und von der Art, wie sie in China kultivirt werden. Niemand ist unbekannt, daß die in der ganzen Welt gäng und gebe Seide aus dieser Weltgegend kömmt. Sie gieng anfänglich nach Persien, nach Griechenland, hierauf nach Italien, wo sie unter den Römischen Kaysern mit Gold aufgewogen wurde. Das Zeug, das man aus dieser Materie verfertigte, war bloß für die Römischen Damen. Die Männer durften sich dessen nicht bedienen; es hätte sonst geheißen, sie überließen sich dem übrtriebensten Luxus. Tiberius verbot beym Antritt seiner Regierung durch ein ausdrückliches Gesetz den Männern sich selbst dadurch zu entehren, daß sie seidne Kleider trügen. Maulbeerbäume.

Alle angesehne Männer unter den alten Römern trugen nur wollene Kleider. Heutiges Tages sieht man den geringsten Handwerksmann von Kopf bis zu Fuß in Seide gekleidet.

Geschichte von China durch den P. dü Halde, Tom. 2.

Um wieder auf die Art zurückzukommen, wie in China die Maulbeerbäume angebaut werden, so wollen wir bloß sagen, daß man sie wie in Europa die Weinstöcke pflanzt; merklich höher wie diese läßt man sie nicht werden. Die Erfahrung hat sie gelehrt, daß die Würmer die sich von den Blättern der kleinern Maulbeerbäume nähren, eine weit schönere und feinere Seide geben.

Blumenstauden.

Man findet in China Blumen, die die Europäischen bey weiten übertreffen. Sie haben Blumenbäume und Stauden, die gar keine Pfleg- und Wartung verlangen. Ein einziger Ast bringst einen sehr schönen Straus hervor. Manche Sträucher tragen Blumen, welche den Tulpen völlig ähnlich sind; Andre welche, die roth, gelb, weiß und schwarz zugleich sind; was fürs Auge eine sehr schöne Wirkung thut. Ein Strauch trägt Blumen, die der Rose ziemlicher massen gleichen.

Die Staude, an der sie wachsen, hat mit dem Holunderstrauche Aehnlichkeit.

Die Chinesen nennen dessen Blume die Königin der Blumen. Ihre Blätter sind breiter als Rosenblätter; an Schönheit übertrift sie jene, an Geruch aber kommt sie ihr nicht gleich. Ihre Farbe ist ein Gemisch von roth und weiß, manchmal auch von gelb. Diese Mannichfaltigkeit mit der grünen Farbe der Blätter dieser Staude vereinigt, thut einen sehr anmuthigen Effekt aufs Auge. Diese Stauden tragen keine Früchte. Einige von ihnen sucht man, wegen ihres angenehmen Geruchs mit vielem Fleise auf.

Diejenigen, die man **Mo-lihova** nennet, gehören bey ihnen unter die vorzüglichsten. Das Bäumgen, das sie trägt, wird in den südlichen Provinzeu zehn bis zwölf Fuß hoch; in den nördlichen aber nicht höher als sechse. Seine Blume gleicht an Gestalt und Farbe dem doppelten Jesmin ungemein. Ihr Geruch ist ein wenig stärker, und angenehmer. Eine einige von diesen Blumen ist hinlänglich, ein ganzes Zimmer wohlriechend zu machen. Die Blätter der Staude gleichen dem Zitronenbaumblättern sehr. Die Chinesen machen aus dieser Pflanze so viel, daß sie auf ihre Erhaltung die Sorgfalt verwenden, wie wir auf die Pomeranzenbäume.

Ein andrer Baum, der die Blumen trägt, die sie Kuey-hou nennen, ist so hoch, als unsre Eichen. Er ist nur in den mittägigen Provinzen bekannt. Seine Blätter gleichen unsern gewöhnlichen Lorbeerblättern. Die Farbe der Blumen ist ein schönes Gelb. Sie sind klein, und hängen in Büscheln an den Bäumen. Es ist ihrer eine so grosse Menge, daß wenn sie herunter fallen, die ganze Erde damit bedeckt ist. Ihr Geruch ist so stark und so lieblich, daß die Luft schon von weiten dadurch wohlriechend wird. Viele von diesen Bäumen tragen zu allen Jahreszeiten Blumen. Diejenigen, die abfallen, werden bald wieder durch neue ersetzt.

Der Mo-lien, der Leucan und der Outong-chu sind so schöne Bäume, daß sie die Gärten sehr wohl ausschmücken, und sehr anmuthige Gänge geben würden, wenn die Chineser sie nur benutzen wollten; allein sie bringen in ihren Gärten keine Baumgänge an, weil sie es lächerlich finden, hin und wieder her zu gehn, wenn man nichts anders willens ist, als spatzieren zu gehn.

Der Mo-lien trägt rothe, gelbe und weisse Blumen. Der andre trägt im Winter kleine gelbe Blumen, die einen sehr guten Geruch haben.

Der

Der Outong-chu wird sehr hoch, und gleicht dem Wildfeigenbaume. Seine Blätter sind lang, breit, und hängen an einem fußlangen Stengel. Der Baum ist so dick belaubt, und so mit Büscheln behängt, daß die Sonnenstrahlen nicht durchdringen können. Er trägt seine Frucht auf so eine ausserordentliche Art, daß wir davon einen Begriff geben wollen.

Gegen den August bilden sich an der Spitze der Zweige kleine Flocken von Blättern von verschiedentlicher Art. Sie sind weicher und weisser, als die andern, und dienen statt der Blumen. An dem Rande jeder Blume entstehn drey oder vier kleine Körner von Erbsengröße. Sie schliessen eine weislichte Substanz in sich, deren Geschmack dem Geschmack einer noch nicht zeitigen Haselnuß gleicht.

Es giebt vier Arten Tscha-hoa. Sie tragen allesamt Blumen, die fürs Auge und für den Geruch sehr angenehm sind, und den ganzen Winter durch Blumen haben.

Die einzigen angenehmen Blumen, die man in den Chinesischen Lustſtücken antrifft, sind Päoninen, sie sind dem Auge und dem Geruch weit behaglicher, als die unsrigen. Sonst giebts daselbst nicht eine einzige, Garten-Blumen.

einzige, die sich mit unsern Nelken, Ranunkeln, Anemonen u. s. w. vergleichen ließe.

Die Chinesen schätzen eine Art Blume sehr, welche eine Wasserpflanze trägt, die eine Art von Nymphea, oder Wasserlilie zu seyn scheint; sie nennen sie Lien hoa. Sie pflegen und warten diese Pflanze in Weihern und kleinen Morästen, um sie in dem Elemente aufzuziehn, das ihr zuzukommen scheint. Sie ist von unsrer Wasserlilie an den Blüthen, der Wurzel und der Frucht unterschieden. Diejenigen, die gepflegt werden, geben doppelte Blumen; es finden sich sogar welche, die an hundert Blätter haben. Diese Blume ragt vier bis fünf Fuß aus dem Wasser hervor, und gleicht unsern Tulpen ungemein. Ihr Saamenkorn ist klein, rund, und haftet an einer Faser, die den Griffel (Pistill) in den Lilien ziemlich gleich ist. Ihre Farbe ist weiß, bey einigen veilchenblau; andre sind halb weiß, halb veilchenblau. Der Geruch von ihr ist sehr angenehm. Ihre Frucht ist von Haselnußgröße, und schließt einen wohlschmeckenden Kern in sich. Die Aerzte machen sehr viel daraus, und schreiben ihr stärkende und nährende Eigenschaften zu. Die Blätter der Pflanze schwimmen auf dem Wasser, und sind durch lange Stiele an

der

der Wurzel befestigt. Diese Wurzel hat Knoten wie das Schilf. Ihr Mark und ihr Fleisch sind weiß. Man gebraucht sie im Sommer sehr häufig, weil sie sehr kühlend ist. Wenn dieses Mark trocken, macht man daraus Mehl, das zu verschiednen Gebrauch dient. Die blumenhafte Sümpfe machen ein bezauberndes Schauspiel. Die Lien-hoa kömmt aus Körnern, und man säet alle Jahre neue.

Um den Artickel der Vegetabilien zu enden, dürfen wir nur noch von einer besondern Weyde reden, die in der Provinz Quang-tongue wächst, und von Schwämmen, die die Chinesen viele Monate hindurch frisch zu erhalten die Geschicklichkeit besitzen.

Der Weydenbaum, den wir erwähnen wollen, wächst auf den Bergen, und ist nur von Fingers Länge. Er kriecht auf der Erde; und treibt ziemlich lange Zweige, die den Stricken gleichen. In gewissen Gegenden wächst er so häufig, daß es den Hirschen sehr schwer fällt, sich aus diesen Zweigen wieder heraus zu wickeln, wenn sie einmal darinne sind. Weydenbaum.

Diese Weyde ist sehr geschmeidig, und zerbricht nicht leicht. Man macht daraus Stricke und Thauwerk. Wenn man sie in sehr dünne Fäden zertheilt, macht man

man Handkörbe, Tragkörbe, Hürden Stühle, und eine Menge andrer Bequemlichkeiten; sogar Betten, deren sich die Chineser im Sommer zu bedienen pflegen, weil sie sehr kühl sind.

Schwämme. Die Chinesischen Schwämme sind von den unsrigen blos darinn unterschieden, daß sie stets frisch bleiben. Die Provinz Tschetiang versorgt das ganze Königreich damit. Nachdem man sie mit Salz geschwängert, läst man sie trocknen und hebt sie auf lange Zeit auf. Wenn man davon Gebrauch machen will, läst man sie einige Zeit in frischen Wasser weichen, und sie werden so schön und frisch, als wären sie eben gepflückt worden.

Thierreich.

Wir glauben zu demjenigen, was der Herr Abee de Marsi über das Thierreich gesagt hat, noch etwas hinzusetzen zu können. Indeß wollen wir uns nicht schmeicheln, diese Materie gründlich abhandeln zu können. Man hat hiervon zu wenig ausgebreitete Kenntnisse, um eine Beschreibung von all den Thieren geben zu können, die dieses weite Reich in sich faßt, das von den Reisenden mit zu weniger Vorsicht ist bereiset worden. Die steilen Berge, die unermeßlichen Wälder, die

sich

sich daselbst befinden, sind nicht mit genugsamer Genauigkeit und Neugier durchsucht worden, als daß man von allen in diesem Lande sich aufhaltenden Thieren eine vollständige Geschichte liefern könnte.

Wir wollen alles das zusammen tragen, was die Mißionarien über diese Materie gesagt, zugleich auch andere Reisebeschreibungen; doch dienen die Berichte der leztern nur zur Anfeurung der Begier, die sonderbaren Thiere, deren sie gedenken, und von denen sie nur unvollkommene Begriffe geben, vollkommner kennen zu lernen.

Die vierfüßigen Thiere von China sind die nemlichen, die sich in Europa befinden, gleichwohl merkt man ihnen ein wenig Verschiedenheit von den unsrigen an.

Die Pferde sind kleiner und nicht so bey Kräften, obgleich ziemlich schnell. Die Ochsen, die Kühe, die Schweine, die Esel, die Maulesel, die Hunde, sind völlig so wie die unsrigen beschaffen. Die Katzen sind verschieden; sie haben langes Haar, und Hängeohren. Sie sind ein Zeitvertreib der Chinesischer Damen, wie die Schoshündgen der Europäischen.

Pferde. Ochsen. Kühe. Schweine. Esel. Maulesel. Hunde. Katzen.

Die Chinesischen Kameele oder Dromedare sind nicht so groß wie unsre gewöhn-

wöhnliche Kameele. Sie haben auf dem Rücken zwey, mit langen Haare bedeckte Höcker. Der vorderste scheint von dem Rückgrad und dem obern Theil der Schulterblätter formirt zu seyn; er ist rückwärts gekrümmt. Der andre Höcker befindet sich vor dem Kreuze. Dieß Thier hat keine so hohe Beine wie die gewöhnlichen Kameele: sein Hals ist weit kürzer, weit stärker, und mit einem dichten und langen Haar, wie der Hals der Ziegen, bedeckt. Einige haben rothe und schwärzlichte Flecken, andre sind isabellfarb. Diese Thiere scheinen zum Lasttragen tauglicher, als die gewöhnlichen Kameele. Es giebt ihrer in den Wäldern eine große Anzahl, aber sie sind wild.

Wilde vierfüßige Thiere. Die wilden vierfüßigen Thiere sind das Rhinozeros, der Bär, der Hirsch, der Dammhirsch, das Wildschwein; eine Art gelbe Katze, die ihrer Haut wegen sehr geschätzt wird; der Hase, das Stachelschwein, dessen Stacheln sehr lang und sehr hart sind; der Dammhirsch oder der wohlriechende Rehbock und viele andre Thiere vom Affengeschlecht.

Nach der Versichrung aller Reisenden giebts unter den Affen einen den, man Sin-sin nennt. Er hat die Größe eines Menschen von mittlerer Statur, geht mit

vie-

ler Leichtigkeit auf seinen Hinterpfoten. Er hat so viel Instinkt, daß seine Handlungen mit den menschlichen viel Uebereinstimmendes haben. Weiter geht die Beschreibung nicht, die man von diesem Thiere macht.

Es giebt noch viele andre Affen; einige sind groß und schwarz, und haben so markirte Gesichtszüge, daß man sie für Menschen halten solte. Diese Gattung ist sehr selten. Eine sehr gewöhnliche Art ist, die grauen Affen, die sehr häßlich sind. Endlich giebts noch welche, deren Gestalt und Geschrey den gewöhnlichen Hunden gleich kömmt.

Die Reisebeschreibungen der Mißionaren und andrer gedenken eines andern sehr seltsamen Thiers. Die Chineser nennen es den Menschen-Bär. Man findet es in der Wüsten der Provinz Chensi. Eine Beschreibung von ihm hat man nicht.

Eben diese Schriftsteller sprechen noch von einem andern Thiere, Malou, Pferd-Hirsch genannt, daß so groß ist, wie ein Pferd von Mittelstatur.

Noch giebt es eine kleine Gattung Hirsche, die nicht grösser und stärker sind, wie gewöhnliche Hunde. Sie dienen

den Großen zum Zeitvertreib, die sie in ihren Gärten aufziehn lassen.

Rhynozeros. Wir glauben einer Beschreibung des Rhynozeros hier zu geben überhoben seyn zu könuen, weil man vor einigen Jahren ein solches Thier durch ganz Europa geführt hat, und man es bey der Gelegenheit hat kennen lernen.

Chinesischer Tiger. Von allen Thieren, die sich in China befinden, ist der Tiger das gefährlichste. Es giebt dieser, nach dem Bericht der Mißionaren, eine so grosse Menge dort, daß man manchmal Rudeln von zweyhundert daher ziehn sieht, die allenthalben Tod und Verwüstung hintragen. Man versichert, daß Landschaften sind, wo in weniger denn einem Jahre fünf bis sechs tausend Personen das Opfer ihrer Wuth werden. Sie sind so stark als grimmig. Ein Mißionar erzählt, daß er eins dieser Thiere über eine Manns hohe Mauer haben springen, ein Schwein, das hundert Pfund wiegen mochte, packen, und mit seiner Beute wieder zurück springen sehn.

Im Winter ziehn sich die Bewohner der Dörfer, die nicht mit Mauern umgeben sind, zurück, und verrammeln ihre Thüren aufs beste, um sich vor der Wuth

dieser schrecklichen Thiere zu bewahren, die alsdann erzheishungrig sind.

Hr. von Büffon sagt, der Tiger sey vielleicht das einzige Thier, dessen Natur man nicht bezähmen könne; Stärke, Zwang, Gewalt, nichts kan ihn bändigen. Die gute Begegnung ergrimmt ihn so wol, als die schlechte, Die Gewohnheit, die alles lindert, vermag über dies eiserne Naturel nichts. Statt daß die Zeit, die sonst jedes wilde Geschöpf zähmt, bey ihm ein Gleiches thun sollte, erbittert sie seine Wuth nur noch mehr. Er zerreist die Hand, die ihn nährt, so gut wie die, die ihn schlägt. Der Anblick eines jeden lebendigen Wesens macht ihn brüllen. Jeder Gegenstand scheint ihm eine neue Beute, die er schon zum voraus mit seinen Gierblicken verschlingt, und mit gräslichen Schütteln und fürchterlichen Zähnknirschen bedrohet. Oft wirft er sich auf diesen Gegenstand los, ohngeachtet der Ketten und Gitter, die seine Wuth zerschellen.

Der Dammhirsch oder der wohlriechende Rehbock ist von schwärzlichter Farbe. Er ist groß wie eine kleine Ziege, und ohne Hörner. Sein ganzer Leib giebt einen sehr angenehmen Geruch von sich, und sein Fleisch ist sehr gut zum essen. Rehbock.

Unter dem Bauche hat er einen Beutel, der drey viermal grösser ist als ein Daumen, und der das Magazin ist, worinn er den Muskus trägt, der sich in dem Innern der Blase erzeugt, und um selbige in Gestalt des Salzes haftet. Man läst die Blase so lange trocknen, bis diese öhligte Materie sich ablöst. Alsdann zerpülvert man sie. Sie hat eine gelblichte Farbe, und verbreitet einen sehr anmuthigen Geruch. Derjenige, der aus Körnern besteht, ist kostbarer, wird sogar im Lande selbst mit Golde aufgewogen. Es ist den Einwohnern verboten, diese Beutel den Ausländern zu verkaufen, allein sie machen sie aus Stücken Fell von diesem Thiere nach, die sie mit Blut und andrer Materie anfüllen. Sie binden dieß alles zusammen, lassen es trocken werden, und verkaufen es als wahre Muskusbeutel. Das Weibchen dieses Thieres trägt keinen Muskus.

„Man behauptet, dies Thier nähre sich bloß von den Schlangen, die wegen des Geruchs, den es ausdüftete, plötzlich stillstünden. Die Sinne vergehen diesem Ungeziefer, und es kan sich nicht mehr regen. Der jesuitische Mißionar, der hiervon eine Beschreibung gegeben, drückt sich hierüber folgender massen aus;

„Die Bauern, die Holz holen gehn, „oder auf den Bergen Kohlen brennen, wis„sen sich vor den Schlangen nicht besser „zu verwahren, als daß sie einige Muskus„körner bey sich tragen. Alsdann schla„fen sie ruhig auf der Erde. Wenn sich eine Schlange ihnen nähert, so überfällt „sie plötzlich der Muskusgeruch, und sie „bleibt regelos da liegen. Das, was sich „während meines Aufenthalts zu Pecking „zutrug, bekräftigt einiger massen, was ich „gesagt, daß Schlangenfleisch die Haupt„nahrung des Muskusthiers seye. Beym „Abendbrod trug man die Hälfte eines von „mir gekauften Rehbocks auf. Einer von „der Tischgesellschaft hatte einen entsetzli„chen Abscheu vor Schlangen: so gar, „wenn er sie nennen hört, läuft ein eiskal„ter Schauer über seinen ganzen Leib. „Ihm war das nicht bekannt, was man „vom Rehbock und von der Schlange sagt, „und ich hütete mich sorgfältig, davon ge„gen ihn etwas fallen zu lassen; ich gab „vielmehr mit der grösten Aufmerksamkeit „auf sein Betragen acht. Er nahm ein „Stück Rehbockfleisch, des Vorhabens, „davon zu essen: kaum hatte ers aber an „den Mund gebracht, so verspührte er eine „ausserordentliche Empörung in seinem „Magen, warfs schnell auf den Teller zu„rück, und wolte nichts mehr davon an„rühren.„

Chinesische Vögel. Das zahme Gevögel der Chineser ist von dem unsrigen wenig unterschieden. Die Hüner, die Hähne, die Enten sind die nemlichen.

Unter den andern gewöhnlichen Vögeln bemerkt man Fasanen, Rebhüner, Wachteln, Pfaue, Turteltauben, Holztauben, eine Art Fledermaus von der Grösse unsrer Hüner, welche die Chineser für ein köstliches Gericht halten. Das nemliche Wildpret, das wir in Europa haben, befindet sich auch in China, und alle Sorten von Papogoyen, die denen, die aus Amerika kommen völlig gleich sind. Sie haben die nemlichen Federn, die Bildung, und die nemliche Sprechfähigkeit.

Das Goldhun. Das Goldhun ist der schönste Vogel, den man sehen kann. Man findet dessen Beschreibung im ersten Bande dieses Werks, dies überhebt uns der Mühe, davon zu reden.

Hait-tsching. Der Hait-tsing wird für den schönsten Raubvogel in ganz China angesehn. Er ist sehr selten, und man findet ihn nur in der Provinz Chen-si, und in einigen Gegenden der Tatarey. Man kann ihn mit unsern schönsten Falken vergleichen; er ist aber grösser und stärker; der lebhafteste und muthigste unter den Raubvögeln, die

man in China antrift. Er wird so geschätzt, daß wenn man einen fängt, man ihn dem Kayser überreicht, der ihn seinen Falkenieren überliefern läst.

Zu China giebts Raben, die einen weißen Halsband haben; Staare, die auf den Schnabel kleine Brillen tragen; ganz auserordentliche Hüner, dunkelblaue Nachtigallen, Amseln. Sie haben zwey gelbe, einen halben Zoll lange Ohren. Diese Vögel sprechen und pfeifen sehr gut. Die Grasmücken in diesem Lande sind sehr schön roth. Andre kleine Vögel haben ein vergoldetes Gefieder, das einen vortreflichen Glanz von sich wirft. Man hat die Beobachtung gemacht, daß diese Vögel, so verschieden auch ihre Federn, immer die nemlichen sind. Raben, Staare, Hüner, Amseln, u. s. w.

Die Hüner sind sehr kleine, statt der Federn haben sie eine Wolle, die der Schaafwolle gleicht. Ihre Füsse sind sehr kurz. Die Chinesischen Damen lieben sie sehr, und vertreiben sich mit ihnen die Zeit.

Noch giebts in diesem Lande eine Art Hun, das, wenn man den Reisenden glauben darf, Baumwolle durch den Schnabel auswirft. Eine Beschreibung giebt man uns nicht davon.

Gamelli Carreri sagt, daß die Chinesische Nachtigall die Europäische an Gesang überträfe; Ihre Stimme ist so harmonisch, so hellklingend, so stark, ihre Modulationen so anmuthig, daß man glauben sollte, dieß Thier habe Musik gelernt. Sie ist weit grösser als die unsrige, ihre Farbe aber die nemliche. Die Chineser nennen sie Sayon.

Es giebt eine andre Art Vogel, den man Saupo nennt. Er hat einen sehr anmuthigen Gesang, die Gröse der Lerche und schwarze Federn. Zwey weisse und runde Flecken, die er unter den Augen hat, machen einen sehr schönen Effekt. Er wird sehr geschätzt.

Die Wasservögel, die man zu China findet, sind die Arten, die man bey uns antrift. Es giebt daselbst grosse schwarze Wasserraben, die man den Fischfang lehrt.

Wasserraben.

Diese Vögel haben einen langen Hals, einen krummen und spitzen Schnabel, sonst aber nichts merkwürdiges, als die Geschicklichkeit, Fische zu fangen. Mit Sonnenaufgang begeben sich die Fischer mit ihren Raben, die auf dem Hintertheil des Schiffs stehn, ins Wasser. Auf ein gewisses Zeichen fliegen diese Vögel auf, ver-

thei-

theilen sich, und tauchen von allen Seiten unter. Sobald sie sich eines Fischs bemächtigt, kommen sie wieder hervor, und tragen ihn in ihren Schnabel bis zu der Barke, von der sie gekommen sind. Ist der Fisch zu groß, so versammeln sich mehrere Raben; der eine nimmt ihn beym Kopf, der andre mitten beym Leibe, ein andrer beym Schwanz, und so tragen sie ihn zu ihrem Herrn.

Die Art und Weise, wie sie in dem Lande wilde Enten fangen, verdient erzählt zu werden. Die Jäger stecken ihren Kopf in große trockne Kürbisse, worinn Löcher sind, damit sie sehn, und athmen können. Alsdann duckt er sich unter im Wasser, so daß bloß der Kürbiß zu sehn. Die Enten, die es gewohnt sind, schwimmende Kürbisse zu sehn, und die um selbige gemeiniglich herum spielen, nähern sich ihnen ohne Furcht. Alsdann ergreift sie der Jäger bey den Füssen, zieht sie ins Wasser herunter, um ihr Geschrey zu verhindern, dreht ihnen den Hals um, und steckt sie in einen Gürtel, den er sich umgelegt. Mit dieser Verrichtung fährt er solange fort, bis er sieht, daß sich die Enten nach einer andern Seite hinflüchten.

Fische. Die Mißionaren haben sich so wenig damit beschäftigt, die verschiednen Fischarten, die die Chinesischen Flüsse und Seen bewohnen, zu beobachten, daß man von diesem Theil der Naturgeschichte dieses Landes fast gar kein Licht hat.

Die verschiednen Reisebeschreibungen versichern, daß man daselbst alle die Gattungen von Fische antrift, die sich in unsern Flüssen befinden, und daß es darin sehr große giebt, die aus dem Meere kommen. Sie schwimmen die Flüsse so sehr stromauf, daß man sie oft hundert Meilen vom Meere findet.

Die Lampreten, die Karpfen, die Lachse, die Else, die Störe, die Schollen findet man daselbst in Ueberfluß. Es giebt noch viele andre uns unbekannte daselbst. Eine Beschreibung davon geben zu wollen, hieße in zu weitschweifige und zu wenig interessante Detaljs gehn. Wir wollen nur bloß von einigen reden. Es giebt zwey Arten unter ihnen, deren eine wegen ihrer Schönheit, die andre wegen ihrer Häslichkeit die sonderbarste ist.

Gold- und Silber-Fische. Zu der ersten Klasse gehört der Kin-yu oder Gold- und Silber-Fisch. Wegen seiner goldichten und silbernen Farbe hat er den Namen bekommen. Hr. Timäus

mäus beschreibt einen dieser Fische in dem Journal des Savants im Monat August 1764. Ihm zu folge haben sie die Grösse und Länge unsrer Sardellen. Einige haben vom Kopf bis über die Helfte des Körpers ein schönes Roth, das Uebrige ist goldfarben, und so glänzend, daß unsre schönsten Vergoldungen dagegen nicht anreichen. Andre sind weiß, ein Theil ihres Körpers aber silbern, und sehr anmuthig anzusehn. Ihr Schwanz ist nicht glatt und platt wie bey andern Fischen, sondern dick und lang und endet sich mit drey Spitzen, die gleichsam ein ... ausmachen. Dieser Schwanz giebt ihnen eine besondere Zierde. Diese Thiere sind ungemein lebhaft, und ganz besonders behend. Sie sind so delikat, daß es schwer fällt, sie aufzuheben.

Man muß sie in ein tiefes und breites Baßin setzen, in dessen Grund man einen auf den Seiten löchrichten irdenen Topf umgekehrt hingelegt hat. In der grösten Hitze kriechen sie in diesen Topf. Auf die Art erhalten sie die Chineser in ihren Gärten.

Zur Zeit ihres Laichens wirft man Kräuter von einer besondern sich stets frisch erhaltenden Gattung ins Wasser. Die Eyer dieser Fische heften sich an selbige. Man muß drey viermal die Woche das

Wasser in dem Becken wechseln. Wenn man den Fisch aus einem Gefäß ins andere bringen will, muß man sie nicht mit der Hand herausholen; alle diejenigen, die man anrührt, sterben sehr schleunig weg. Man muß sich eines kleinen, aus Fäden zubereiteten Löffels bedienen, und man hebt sie mit selbigem so sanft heraus, als nur möglich. Wenn man sie in anders Gefäß überträgt, tödtet sie der kleinste Stoß. Kanonen- Donner-Knalle, und starke Gerüche bringen sie um.

Zu ihrer Fütterung gehört wenig; im Winter essen sie sogar nicht das Geringste. Man wirft ihnen Teichküchelchen, gehärtete Eyerdotter, und gedörrtes und zerpülvertes Schweinefleisch, hin. Während der drey oder vier Monate, daß zu Pecking die grose Kälte ist, und alle Wasserbecken zugefroren sind, bekümmert man sich gar nicht um sie. Sogar denen giebt man nichts, die man in Porzellangefäßen aufbewahrt. Ohne Zweifel, sagt Pater Le Comte, sind die unmerklichen Würmer, die sich in den Wasser bilden, und die erdenen Theilchen, die sich in selbigem befinden, zu ihrer Nahrung hinlänglich. Im Frühling sieht man sie mit der Gelenckigkeit wie im vorigen Jahre spielen.

Diese kleinen Thiere haben einen besondern Instinkt. Sobald ihr Verpfleger die Klapper hören läßt, womit er sie zusammenruft, eilen sie herzu, und springen als wolten sie diesen Mann kareßiren. Die grösten Herren nehmen oft die Fütterung dieser Fische über sich, und bringen ganze Tage damit zu, ihre Behendigkeit zu betrachten.

Obgleich diese Fische insgemein nicht über Fingerslänge sind, so findet man gleichwohl einige, die so stark und so lang sind wie die Heringe. In den warmen Ländern vermehren sie sich ungemein, wenn man die obenschwimmenden Eyer wegnimmt und sie in ein besonders Gefäß legt, wo sie die Wärme ausbrütet. Wenn sie aus den Eyern kommen, haben sie eine schwarze Farbe, die sich nach und nach verändert; bey einigen wird sie roth, bey andern weiß, noch bey andern silberfarbe, nach den verschiednen Gattungen.

Man treibt mit diesen Fischen einen sehr beträchtlichen Handel. Sie sind eine Art Goldfisch.

So anmuthig diese Fische ins Auge fallen, von denen wir eben geredet, so gräslich und ungestalt sind diejenigen, die die Chineser Hai-seng nennen. Gleichwohl ist

Besondere Fische.

ist es ein sehr delikates Gericht für sie, und selten wird man sie auf der Tafel vermissen. Wenn er an den Meeresufern schwimmt, solte man ihn für eine leblose Masse halten. Die Chineser behaupten, er habe vier Augen, sechs Füsse und seine Gestalt gliche der menschlichen Leber; allein die Mißionaren, die ihn am sorgfältigsten untersucht haben, versichern, sie haben nur zwey Orte gefunden, wo das Thier sehen kann. Es schien erschrocken, sagen sie, wenn man an diesen Orten mit der Hand vorbey fuhr. Daß es sechs Füsse hat, ist falsch, es hat viele kleine Knöpfe unter dem Leibe, auf denen es sich fortbewegt. Diese hat man vielleicht für Füsse gehalten. Dieser Fisch hat nicht Rückgrat, nicht Knochen und stirbt, sobald man ihn drückt. Das Fleisch hält sich im Salze leicht, und man versendets durchs ganze Reich. Die Chineser sehn es für ein sehr delikates Essen an, die Europäer als ein sehr schlechtes. Ein Beweis von der Verschiedenheit des Geschmacks.

Noch findet man in China einen sehr geschätzten Fisch, den man den Gepanzerten nennt, weil er eine ungeheure Anzahl schneidender Schuppen hat; Sie stehn in geraden Linien, und liegen aufeinander, beynahe wie die Ziegel auf unsern Dächern. Er wiegt ungefähr vierzig Pfund.

Sein Fleisch ist sehr weiß, und schmeckt wie Kalbfleisch.

In diesem Lande giebts eine andre Art Fisch, der zum wenigsten eben so gut, wie der ist, von dem wir eben gesprochen. Man nennt ihn Mehlfisch, weil er sehr weiß ist. Seine Augäpfel sind schwarz, und scheinen mit Silber eingefaßt zu seyn. Auf den Küsten der Provinz Kiang-non giebts ihrer eine so große Menge, daß man mit Einem Zuge eine unglaubliche Menge fängt. Mehlfisch.

Die Provinz Tschu-kiang liefert viele Fische, die den Stockfischen zu Terre neuve ähnlich sind. Man salzt sie ein, und versendet sie durchs ganze Reich, wo man sich ihrer häufig bedient.

Ausser dieser Art Stockfisch wimmeln die Chinesischen Küsten von Fischen, die sich im Salze sehr gut erhalten.

In dem Fluß Yang-tse-Kiang findet man eine Art Fisch, die man den gelben Fisch nennt. Er ist von außerordentlicher Grösse: man findet Stücken darunter, die achthundert Pfund wiegen. Er hat einen vortreflichen Geschmack und ein sehr hartes Fleisch. Gelber Fisch.

In

In gewissen Zeiten sieht man auf diesem Flusse eine Menge Kähne mit Kaufleuten, die dorthin kommen, Fischsaamen einzuhandeln. Gegen den Monat May versperren die Einwohner des Landes den Fluß mit Binsenmatten, und Hürden, und lassen für die Barken nur eine Durchfahrt. Der Fischsaamen hält sich . . . man nimmt ihn geschickt heraus, und thut ihn in Gefässen, die mit Wasser angefüllt sind. Die Kaufleute kaufen dieß mit Saamen angefüllte Wasser, und verführen es in verschiedne Provinzen.

Alle diejenigen, die Fischbehälter oder Weiher haben, kaufen von diesem Saamen. Nach einiger Zeit sieht man in dem Wasser sich bewegende Punkte, die so klein sind, daß man die Gestalt des Fisches noch nicht unterscheidet; allein binnen vierzig, funfzig Tagen wird man sie gewahr. Dieser Handel ist sehr einträglich.

Gewürm. Es scheint, daß die Mißionaren auf das Gewürm in diesem weitläuftigen Lande nicht sehr Achtung gegeben haben. Sie sprechen nur von einigen Arten Schlangen und Eydechsen.

Eydechsen

Pater Navarette versichert, daß die Chinesischen Kayser aus dem Fleische dieses

ses Thieres eine Art Salbe verfertigen lassen, womit sie die Hand ihrer Weiber, und Kebsweiber reiben; daß sich selbiger ein unauslöschlicher Fleck eindrückt, wenn sie keusch sind, und daß er bey denen verschwindet, die gegen ihre Pflicht gehandelt haben. Dieser Mißionar macht hierüber eine ganz sonderbare Anmerkung. „Ich wünschte, sagt er, um der Ruhe der „beyden Geschlechter willen, daß Männer „und Weiber nie ohne ein solches Merk„zeichen seyn möchten.„ Indeß giebts viel Länder, wo dieß Merkzeichen vielmehr das Unglück beyder Geschlechter bewirken würde.

Unter den verschiednen Schlangen, die sich in China aufhalten, giebts einige, deren Balg mit verschiednen kleinen Flecken gesprenkelt ist; ihre Grösse ist gewöhnlich; sie sind nicht giftig. Es giebt andre von ungeheurer Grösse, und sehr gefährlich. Sie sind es, die der wohlriechende Dammhirsch tödtet. Die Chinesischen Aerzte lassen die ersten in einer Flaschen Wein einweichen, und behaupten, daß dieß Insusum den Schlagfluß heile. Schlangen.

Es giebt in diesem Lande viele Arten Seydenwürmer. Einige sind wild, und haften auf den Bäumen im Felde; die andern zahm, und werden wie bey uns erzogen.

Die andern Insekten, die man in diesem Lande sieht, sind Heuschrecken, Schmetterlinge, unter denen sich unzähliche Spielarten befinden. Man unterscheidet besonders zwey Sorten, woraus man viel macht.

Die erste kömmt aus der Provinz Quang-tong. Man macht daraus soviel, daß man all diejenigen, die man fängt, an den Hof sendet, und man bedient sich ihrer, die im kayserlichen Pallast befindlichen Zierrathen zu verschönern. Ihre Farbe ist auserordentlich verschieden, welches denn aufs Auge einen sehr angenehmen Effekt macht. Er ist sehr stark, und der Umfang seiner Flügel entspricht seiner Dick und Stärke. Den Tag über bleibt er unbeweglich auf den Bäumen, wo man ihn ohne Mühe fängt. Sobald die Sonne verschwindet, flattert er wie Fledermäuse herum.

Die zweyte Gattung Schmetterlinge hat nicht die Dicke und Schönheit.

Die Heuschrecken sind in China sehr gewöhnlich, und richten daselbst grose Verwüstungen an. Siehe den ersten Theil dieses Werks.

Mine-

Mineralogie von China.

Hr. Abbe de Marsi hat in dem ersten Bande dieses Werks der Chinesischen Mineralien gedacht, hat aber nur einen flüchtigen Begrif von selbigen gegeben. Wir haltens für Pflicht, ihn hier zu suppliren. Was wir sagen werden, ist aus den Memoires derer genommen, die diesen Theil der Naturhistorie von China sorgfältig untersucht haben.

Man versichert, daß es in China eine Menge Berge giebt, die allerhand Arten Metalle halten, und viele warme Wasserquellen haben.

Es giebt daselbst Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eisen, Queckſilber, Zinnober, Vitriol, Lapis armenus, Alaun, Jaspis, Rubin, Bergkrystal, Magnet und Porphyr haltige Gruben, und verschiedenartige Marmorbrüche.

Die Chineser behaupten, daß politische Absichten die Oefnung der Schachte verhindert hätten, womit ihr Land angefüllt ist. Indeß hat man einige davon geöfnet, und alles Gold und Silber, was die Chineser haben, kömmt aus ihren Bergwerken. Sie sammlen es in dem Sand der Giesbäche und Flüsse auf, die aus denen

nen gegen Westen belegnen Bergen Se-tschuen und Ynu-nan kommen. Das reinste Gold in diesem Lande befindet sich in den Distrikten von Lys-kiang-fou und von Yang-chang-fou.

Zinn, Kupfer u. s. w. ist in China so gemein, daß es daselbst für sehr geringen Preis verkauft wird. Die Mißionaren versichern, daß sie in wenig Tagen aus einer Tombakgrube mehr denn hundert Zentner Metall haben an den Tag fördern sehn.

Die Gruben von dem gewöhnlichen Kupfer, die sich in den Provinzen Yu-nan und Quey-chen befinden, haben den Kayser all die gewöhnliche Münze geliefert, die seit vielen Jahrhunderten geschlagen worden. Das beträchtlichere Kupfer heißt Petong, das will sagen, weiß Kupfererzt. Man findet diese Art Metall nur zu China, und das bloß in der Provinz Yu-nan.

Das Kupfer, das die Chineser Tse-la-tong, das heist von selbst gekommnes Kupfer nennen, ist weiter nichts, als ein rothes Kupfer, das die Giesbäche von den Bergen hinunterschwemmen.

Der Lapis armenus oder Lasur, der sich in vielen Gegenden der Provinz Yu-nan und Set-chuen befindet, ist demjenigen

nigen völlig gleich, den man nach Europa bringt. Man zieht ihn auch aus den Distrikt Tai-tong-fou, in der Provinz Chan-si. Diese Landschaft liefert noch eine Art Achat, der, wenn er polirt wird, manchmal schön gefleckt ist.

Der schönste Bergkrystall kömmt aus den Bergen von Chan-Chen-fou in der Provinz Fo-kien.

In vielen Provinzen dieses Reichs giebts Marmorbrüche, und der dasige Marmor würde so gut seyn, wie der Europäische, wenn er nur so gut verarbeitet würde.

Beynahe alle Provinzen liefern Magnetsteine.

Yu-nan und viele andere Provinzen liefern den Hiang-wang, einen zarten Stein, dessen Farbe ein schwarzeingesprengtes Gelb ist. Man macht daraus allerhand Arten Geschirre, denen man eine sehr behagliche rothe Farbe giebt.

Kein Land hatte so viel Kohlengruben wie China. Die Berge hauptsächlich, die in den Provinzen Chen-si und Pet-Cheli schliessen deren in zahloser Menge in sich. Die Kohlen, die man zu Pecking brennt, und Moui heist, sind aus

Bergen gezogen, die zwey Meilen von dieser Stadt abliegen. Sie müssen unerschöpflich seyn, weil sie beynahe seit viertausend Jahren die ganze Provinz versorgen.

Salz. Die Natur hat in den abendländischen, an die Tatarey gränzenden Theilen von China, die vom Meere weit abliegen, vor Salz gesorgt. Ausser den Salzbergwerken, die sich in einigen von diesen Provinzen befinden, giebts in einigen andern eine Art grauer Erde, die manchmal ganze Hufen bedeckt. Man zieht aus selbiger Salz.

Der Boden in der Provinz Pe-tcheli ist eben, aber sandicht. Ihre Berge erzeugen eine erstaunende Menge Kohlen. Die Brücken die über dem Fluß gebaut sind, der Pecking westwärts fließt, sind von Marmor. Beynahe alle öffentliche Denkmäler sind mit dieser Masse ausgeschmückt; sowol als die Geländer um den öffentlichen Plätzen.

Der Kayserliche Pallast ist beynahe ganz davon erbaut. Treppen, Säulen, Pfeiler, Bildsäulen sind von weisen Marmor. Ueber den Graben, der den Kayserlichen Pallast umringt, geht eine Brücke von schwarzen Jaspis.

In

In dem Distrikt Chen-te-fou giebts sehr gute Probiersteine. Die Berge der Landschaft Swen-wa-fou erzeugen Krystall, Marmor und Porphyr.

Die Provinz, die man Kiangnon nennt, hat nur in dem südlichen Theile Berge. Die Seeküsten dieser Provinzen haben einen Ueberfluß an Salzwerken. Man findet daselbst vielen sehr schönen Marmor. Die Gassen der verschiednen Städte, die man daselbst antrift, sind damit gepflastert. Auch in dem Distrikt Whay-uguan-fou ist er gemein. Es giebt in dem Distrikt Wey-chen-fou viel Gold- Silber- und Kupfer-Bergwerke. An den Gränzen der Provinz Kiang-si findet man Porcellanerde.

Die dem Tempel von Long-hing-se benachbarten Berge, in dem Distrikt von Fong-yan-fou erzeugen viel Talk.

Die Insel Tson-ming, die von Lingfou-chen abhängt, ist flach, sandicht, und berglos.

Die Provinz Kiang-si ist mit Bergen umgeben, die Gold- Silber- Bley- Eisen und Zinn-Gruben in sich schliessen. Man verfertigt zu Kieng-te-ching ein sehr schönes Porzellan. In den Bergen des

Distrikts Quang-sing-fou giebts Krystall.

Die Ebnen von King-che-ting sind von Bergen durchschnitten, die Gold- und Silbererzte bey sich führen. In den Giesbächen und Bächen, die den Erdboden von Chin-chen-fou bewässern, findet man Gold- und Silber-Sand, und den Lapis armenus in den Bergen, womit diese Gegend umringt ist. Die einzige Stadt Yeu-cheu-fou versorgt alle Theile des Reichs mit feinem Golde und Vitriol.

Ausser denen auch andern Provinzen gemeinen Produkten, als Edelgesteine, Queckfilber, Stahl u. s. w. hat die Provinz Fokien in ihren Bergen Gold- und Silbererzte. In der Stadt Tsuen-cheu ist ein Tempel, dessen Thürme beynahe alle von Marmor sind. Nicht weit von dieser Stadt sieht man einen Tempel von Stein. Die Gassen sind mit Mauersteinen gepflastert, zwischen sich zwey Reihen Quadersteine befinden.

Die Stadt Tingchen liegt zwischen den Bergen, welche Fokien und Kiang von von einander absondern. Es giebt daselbst viel Goldbergwerke; es ist aber nicht erlaubt in selbigen zu schurfen. Die Distrikte von Hingnafou sind ausserordentlich

schön,

schön, die Wege sehr breit, und mit viereckten Steinen gepflastert. In den Bergen von Changchenfou findet man einen Krystall von der äusersten Schönheit. Man macht daraus Petschafte, und andre Galanterien.

Die Insel Formosa, die zum Distrikt der Provinz Fokien behörig, wird durch eine Kette von Bergen, die von Süden von Chamakiten anfängt und sich gegen Norden endigt, in zwey Theile getheilt. Der einzige Theil, der den Chinesen zugehört, ist der, der eben diesen Bergen westwärts liegt. Er liegt zwischen den zwey und zwanzigsten Grad, acht Minuten und dem fünf und zwanzigsten Grad zwanzig Minuten nordlicher Breite. Der östliche Theil ist, wenn man den Chinesern glaubt, dürr und gebirgicht. Seine Einwohner machen sich nichts aus Gold und Silber, ob sie gleich viel Gold und Silbererzt haben. In dem Theil, der unter Chinesischer Botmäßigkeit ist, giebts nicht dergleichen.

In dem Stück Meeres, das sich zwischen dieser Insel und dem festen Lande befindet, trift man die Inseln von Ponghou an, die weiter nichts sind; als eine Zusammenhäufung von Felsen und Sand. Man sieht funfzehn Marmorthürme an den

Ufern des Kanals, das der Stadt Kia-king-fou, in der Provinz Tche-kiang westwärts liegt. Die Insel Kingt-tong, die fünf Meilen von Cheu-chon belegen, eine andre von eben der Provinz gleichfalls abhängige Insel, ist voller Silberbergwerke. Auch giebts deren in Yen-cheu-fou.

Einige Berge in dem Distrikt von Hou-quang, (welches der sechste ist) erzeugen Krystall und Talk. Man findet darinn Eisen, Zinn u, s. w. In dem Sand der Flüsse und Giesbäche, die von den Bergen herab rollen, giebts Gold. Die in der Gegend von Siang-yang-fou, die an den Kiang liegen, sind voller sehr reichhaltiger Erzstufen; es ist aber verboten, selbige anzurühren. Die Menge Gold, die man in den Flüssen des Distrikts von dieser Stadt findet, geben davon einen sichern Beweis ab. Diese Berge liefern den Lapis armenus, Vitriol und eine Art grünen Stein, der sehr zur Mahlerey gebraucht wird. Die Berge, die die Stadt Yu-en-yang-fou, (die die mitternächtlichste dieser Provinz ist,) einschliessen, führen Zinnstufen, und sind sehr ergiebig.

Die Landschaft, worinn die Stadt Chang-cha-fou belegen (die Hauptstadt von Honan) theilt sich in Plänen, Felder, und Berge. Der gebirgige Theil ist voller

ler sehr schönen Zinnober, und einer grossen Menge einer Art Talks, das man kalcinirt, und in den Wein thut. Man nimmt es als eine treffliche Herzstärkung.

Einige Berge des Distrikts von Youchou-fou geben den Lapis armenus, und jenen grünen Stein, der zur Mahlerey sehr gut ist. Andre erzeugen Talk, und kleine schwarze Steine, die in unfühlbares Pulver verwandelt, ein vortreffliches Mittel gegen die Bräune und andre Krankheiten der Kehle abgeben.

Das Land Hing-cheu-fou hat viel Gold- und Kupfer-Bergwerke, die aber ungeöfnet bleiben.

Noch findet man den Lapis armenus in den Bergen und in dem Boden der Stadt Chang-te-fou. Die Stadt Ching-chen-fou hat eine grosse Anzahl Berge in ihrem Bezirk. Sie erzeugen Quecksilber Lapis armenus, und jene grüne zum Mahlen dienliche Steine. Ueber dieß giebts Gold- und Silberbergwerke daselbst.

Die Provinz Ho-nan ist Westwärts mit Bergen eingefaßt, der ganze Ueberrest ist flach.

Die

Die Berge des Kantons Ghang-te-fou, welches eine Stadt dieser Provinz ist, erzeugen Magnetsteine. Die Stadt Wie-kiung-fou liegt an einem Flusse, in einer sandigten Gegend, die den schlechtesten Boden in der ganzen Provinz bildet.

Die Berge, die die Stadt Nan-yang-fou umringen, erzeugen vielen Lapis armenus.

Einige von den Bergen in der Gegend von Tsi-nan-fou, der Hauptstadt von der achten Provinz Chamtong genannt, führen Kupfererzte. Man versichert, daß in der umliegenden Gegend einer kleinen Stadt Kin-kiang-kien die Einwohner viel Gold an den Tag föderten, und daß daher der Name käme, der Goldland bedeutet. In den Distrikt von Tsin-chen-fou haben die Kühe einen gelben, eygrossen und kreideweichen Stein in ihrem Bauche. Die Aerzte machen aus selbigem mehr als aus dem Bezoar. Sie behaupten, daß wenn man ihn in Pulver aufgelöst, und ins Wasser gethan, so heile er alle Flüsse und Schnupfen aufs schleunigste.

Man findet sechs bis sieben Fuß tief gute Erde auf den Bergen der Provinz von Chan-si, und ihr Gipfel bildet sehr

schöne Plänen. Es giebt daselbst Kohlengruben; sie sind so beträchtlich, daß sie nicht erschöpft werden können. Die Provinz erzeugt überdieß vielen Jaspis, Porphyr und Marmor von allerhand Farben. Sie liefert Lapis armenus, und Eisen in so grossem Ueberfluß, daß alle übrige Provinzen ihr Küchengeräth daher bekommen. Man findet daselbst auch Seen, saltzigtes Wässers und viele Quellen warmes und siedendes Wassers. Eine von diesen Seen ist nahe bey Ngan-i-hien: man zieht aus selbiger zieles Salz. In dem Boden von Fuen-cheu-fou giebts eine grosse Menge Springbrunnen, und fast siedende Quellen. Das Wasser ist an Farbe und Geschmack von einander unterschieden. In den Bergen, womit der Boden von Tai-tong-fou angefüllt ist, findet man den Lapis armenus.

Einige erzeugen eine Art rothem Stein, der im Wasser dermassen weich wird, daß man darauf, wie auf Wachs, das Petschaft abdrucken kann. Andre liefern Lasur, Marmor, Jaspis von allerhand Arten Farben, vorzüglich von der Art, die die Chineser Yu-che nennen, und die weiß und durchsichtig ist, wie der Achat. Man bedient sich seiner, Galanterien daraus zu verfertigen.

Aus der Provinz Chen-si zieht man viel rothes Bley und Erdkohlen, deren Gruben unerschöpflich sind. Man weiß, daß sich auch Goldbergwerke daselbst befinden; es ist aber nicht erlaubt, sie zu öfnen.

Die Flüsse und die Giesbäche führen in ihrem Sande eine so grosse Menge dieses kostbaren Metalls bey sich, daß ein Theil der Einwohner seinen Lebensunterhalt den Bemühungen derer, die es aufsammeln, zu verdanken hat.

Diese Provinz enthält eine grosse Menge Steinbrüche, woraus man eine Art weichen Stein oder Erz zieht, Riangwhang genannt. Er hat eine ins Gelbe fallende rothe Farbe, und ist mit kleinen schwarzen Flecken durchsprengt. Man macht daraus Gefäße von allerhand Formen. Dieß Land erzeugt auch kleine schwärzlicht blaue Steine, durch welche kleine weiße Adern laufen. Man verwandelt sie in Pulver, das man zur Stärkung seiner Gesundheit und zur Verlängrung des Lebens einnimmt.

Auf denen in der Gegend von Singnan-fou belegenen Bergen findet man eine Art Erde, die die Weiber ins Wasser mischen: sie waschen sich damit das Gesicht

sicht, und behaupten, daß es eine frische und weisse Farbe verschaffe. Die Yeu-nang-fousche Weiber distiliren ein harzigtes Liquor aus, die man Peters Oel nennt, und zu Lampen dient.

Die hohen Berge, womit das Gebiete von Han-sang-fou umgeben ist, haben Thäler, die viel Zinnober liefern. Die meisten von denen zu Kang-chang-fou erzeugen das Gestein, Hyang-wang und einen dunkelblauen Stein: wir haben schon von selbigem gesprochen. Ling-tan-fou ist durch die Menge Goldes, das man in den benachbarten Flüssen findet, berühmt.

Die Provinz von Set-chue, die die eilfte ist, hat unermeßliche Reichthümer an Eisen, Zinn, Ambra, Magnetstein, und an Lapis armenus, der ein vortreffliches Blau hat. Die Bewohner dieser Provinz verfertigen Salz, indem sie das Wasser aus gewissen Schachten ausdünsten lassen, die sie in die Berge graben; allein das Salz ist schwächer als Meersalz. Indeß ist es ihnen sehr nützlich, weil sie sehr weit von den Küsten entfernt sind.

Der Fluß. der bey den Mauern von Chan-king-fou vorbey fließt, führt viel Gold bey sich.

Die-

Der Boden in der Provinz Quang-tong ist mit Plänen und Bergen vermischt. Man findet daselbst Gold, Edelgesteine, Zinn, Queckſilber, Kupfer, Stahl, Eisen und Salpeter. Man sieht in den Bergen von Kau-cheu-fou eine Art Stein, der dem Marmor sehr gleicht. Er bildet Flüsse, Berge, Landschaften weit natürlicher dar, als wenn es Werk der Kunst wäre. Die Chineser schneiden ihn in Blätter, um daraus Tische und anders Hausgeräthe zu machen. In diesem Kanton findet man Krabben, die sich, indem sie aus dem Wasser hervorkommen, versteinern, ohne, daß in ihrer Gestalt sich irgend eine Veränderung zutrüge.

In der Insel Hai-nan, die von der Provinz Ouang-tong abhängt, giebts Goldbergwerke, und in dem nordlichen Theile viel Lapis armenus. Man bringt dessen viel nach Kanton, wo man ihn zum Blaufärben des Porzellans gebraucht.

Man ist überzeugt, daß die Berge von Quangsi, (welches die dritte Provinz dieses Reichs ist) mit Gold- Silber- Zinn- Kupfer- und Bleygruben angefüllt sind. Ein Guvernör überreichte vor einigen Jahren dem Kayserlichen Tribunale einen Auffsatz, worinn er um die Erlaubniß anhielt, sie eröfnen zu dürfen. Sein Ansuchen

suchen wurde gebilligt; allein das Goldbergwerk behielt der Kayser für sich.

In dem Distrikt von Quey-lin-fou findet man die besten Steine zur Verfertigung der Chinesischen Dinte. Man sammlet in den Flüssen des Distrikts Kin-yen-fou Gold. Im Distrikte Sin-cheu-fou sind Berge, die Zinnober erzeugen. In Chen-cheu-fou findet man eine gelbe Erde, die für ein Hauptspecificum gegen alle Arten Gift gehalten wird. Einige Berge im Distrikte Nan-ning-fou führen Eisenerzte.

Die Flüsse und Giesbäche, die von den Bergen der Provinz Yun-nan kommen, führen in ihrem Sande viel Gold bey sich, dieß giebt Anlaß zu glauben, daß diese Berge viel reichhaltige Gruben in sich fassen. Ausser dem gemeinen Kupfer findet man daselbst noch eine Gattung, die so weiß ist, wie Silber. Es giebt in dieser Provinz rothen Ocker, gelben findet man aber daselbst nicht. Die Rubine, Saphire, Achate, und andere kostbare Steine, der Lapis armenus, und die jaspisartigen Marmore, unter denen sich einer befindet, der Flüsse, Berge, Bäume und Blumen vorstellt, sind die Reichthümer, die man aus der Provinz Yun-nan zieht.

Die Hauptstadt, die Yun-nau-fou heist, treibt mit Metallen einen beträchtlichern Handel, als alle die übrigen Provinzen. Ihr Boden besteht aus kleinen Hügeln, und aus Ebnen von sehr grossem Umfange. Man findet daselbst den Lapis armenus, und besonders schönen Marmor.

Zu Toulifou macht man Tische und andre Zierrathen aus einem schönen jaspisartigen Marmor, den man aus dem Berge Ty-en-sung an den Tag födert. Er stellt Bäume, Berge, Blumen, Landschaften, Flüsse dar; die Farben darauf sind so lebendig und natürlich, daß man sie für das Werk eines sehr geschickten Mahlers halten solte.

Die Berge in der Gegend um Chu-yang-fou liefern viel Lapis armenus, und einen sehr geschätzten Stein. Auch findet man daselbst Silbererzte.

Der Distrikt von King-tong-fou ist voller sehr hoher Berge, die auch Silbererzte in sich fassen. Man zieht Salz aus dem Wasser eines bey der Stadt Yan-ngan-fou befindlichen Schöpfbrunnens. Man behauptet, daß die Berge im Distrikt von Ko-king-fou, die das Land Si-tan, oder des Lamas begränzen, Golderzte

in sich schliessen. Man zieht aus dem Lande Ly-kiang-tu-fou Ambra, und im Lande Yong-chang erzeugt sich Gold und Ambra.

Die Berge der funfzehnten Provinz, Koni-tcheou oder Quey-chen genannt, schliessen Gold- und Silbererzte, Merkurius und Kupfer in sich.

Der Boden von Se-chen-fou ist sehr gebirgicht. Er liefert Zinnober, Quecksilber und andre Metalle. Das Land Che-tsyen-fou liefert viel Quecksilber. Man zieht aus dem Distrikt Ton-jin-fou viel Gold, und die Kupfergruben sind daselbst ergiebig.

Oeffentliche Gebäude in Pecking.

In der vom Hrn. Abbee de Marsy gegebne Beschreibung von Pecking ist der Artickel von den öffentlichen Gebäuden weggelassen worden. Wir haltens für Pflicht, selbigen hier nachzutragen.

Unter den Häusern, die die grossen Herren bewohnen, giebts kein einziges, das den Namen Pallast zu führen verdiente. „Das hieße diesen Ausdruck her„abwürdigen, sagt Pater le Comte, wenn „man ihn so unbedeutenden Gebäuden bey-

„legen wolte. Sie haben gemeiniglich „nur ein Stockwerk, wie die gewöhnli„chen Häuser. Wahr ist es, daß die „große Anzahl Höfe und Gemächer, die „für ihre Bedienten sind, den Abgang an „Schönheit und Pracht einiger massen „ersetzen. Keins von diesen Häusern geht auf die Strasse hinaus. Man sieht innwendig nur eine große Thüre, die zum Eingange dient. Auf beyden Seiten sind kleine Häuser von Arbeitern oder Kaufleuten bewohnt. Diese Einfachheit in den Gebäuden der Chinesischen Großen, kommt nicht von ihrer Abneigung gegen Luxus und Verschwendung her. Der Landesbrauch und die Gefahr, der sie sich aussetzen würden, wenn sie sich unterscheiden wollten, setzen ihrer Prachtliebe Gränzen.

„Als ich zu Pecking war, sagt derselbe Mißionar, hatte einer der grösten „Mandarine, ich glaube gar ein Fürst, „ein höhers und schöners Wohngebäude „aufführen lassen, als der übrigen ihre „waren. Man machte ihm dies zum „Verbrechen. Die Policeyaufseher luden ihn vor den Kayser. Während, „daß diese Sache untersucht, sogar, ehe „noch die Sentenz gesprochen war, lies er „sein Haus abtragen.„

Die

Die Wohnungen der Prinzen und ersten Mandarine setzen, trotz ihrer Einfachheit wegen ihres Umfangs in Erstaunen. Vier bis fünf grosse Höfe liegen gemeiniglich vor dem ersten Gebäude, das sich in viele Hauptgebäude theilt, davon jedes seine Höfe und Vorhöfe hat. An jedem befinden sich drey Thüren; die mittelste ist die gröste, die beyden andern sind mit marmornen Löwen ausgeschmückt. Nahe dabey, und auf dem ersten Hofe sieht man einen großen Platz mit einem Geländer umgeben, das mit einem schönen rothen oder schwarzen Firnis überzogen ist. Zur Seiten befinden sich zwey kleine Thürme, worauf musikalische Instrumente und Trommeln befindlich, die zu verschiednen Stunden des Tages, und hauptsächlich, wenn der Mandarin ausgeht, zurückkömmt, oder auf seinen Richterstuhl steigt, gespielt und gerührt werden.

Innerhalb dieser Schranken ist ein Ort, wo sich diejenigen aufhalten, die Processe führen, oder Bittschriften zu überreichen haben. Auf beyden Seiten sind kleine Häuser, die den Bedienten des Tribunals zu Expeditionsstuben dienen. Weiter davon ist ein andrer Hof, der sich mit einem großen Saal endigt, in welchem der Mandarin Gericht hält.

Die Tribunäle der obern Gerichtsbarkeiten sind nicht die Häuser großer Herren. Die Höfe derselben sind sehr geräumig, die Thüren hoch; einige sogar ziemlich geschmackvoll ausgeziert; allein die Gemächer und das Hörzimmer hat nichts merkwürdiges.

Man zählt zu Pecking sechs von diesen obern Gerichtshöfen. Hier ist ihr Departement.

Der erste heist Lji-pou. Er schlägt die Mandarinen vor, die das Volk beherrschen sollen, und giebt auf die Aufführung aller obrigkeitlichen Personen des Reichs Obacht; über dieß ist er Siegelbewahrer.

Der zweyte Hou-pou genannt, hat die Eintreibung der Steuern und die Verwaltung der Finanzen auf sich.

Der dritte, dem man den Namen Li-pou gegeben, ist zur Erhaltung der Reichsherkommen gesetzt.

Der vierte Ping-pou genannt, hat mit Verpflegung der Truppen zu thun, darauf zu sehn, daß Mannszucht unter ihnen herrscht, und daß die auf den grossen Heerstrassen angelegte Posten in brauchbaren Stande sind.

Der

Der fünfte, dem man den Namen Hing-pou giebt, spricht Urthel und Recht über die Missethäter; alle Halssachen werden daselbst geendurtheilt; es ist der einzige Gerichtshof, der verdammen kan, ohne daß dagegen appellirt werden darf; doch hinrichten kann er keinen einzigen Missethäter lassen, als bis der Kayser das Urtheil unterzeichnet hat.

Die Aufsichten über die Gewerke, über alles, was das Hafen- und Seewesen anlangt, gehört vor das letzte Tribunal, das man Kong-pou nennt.

Alle diese Tribunäle sind in verschiedne Kammern getheilt, in welchen die Sachen vertheilt werden, und da selbige nicht in allen Theilen von gleichem Umfang, so ist die Anzahl der Richter in jedem Tribunal ungleich.

Von diesen sechs Obergerichtshöfen hängen viele andere Tribunale ab, die in verschiedne andre Kammern getheilt sind. Das mathematische Tribunal, das man Kintien-kien nennt, hängt von dem dritten ab, das man Li-pou nennt.

Das Kin-tien-kien besteht aus zwey Kammern, deren hauptsächlichste und zahlreichste sich mit nichts weiter beschäftigt, als mit Rechnen, mit dem Lauf der Sterne,

ne, und mit alle dem, was zur Sternkunde gehört.

Die zweyte muß diejenigen Tage bestimmen, die zum Heyrathen, zu Begräbnissen, zu Bestrafungen, und zu andern bürgerlichen Handlungen tauglich sind.

Keiner von diesen sechs Obergerichtshöfen kennt die Staatsangelegenheiten, woferne sie ihnen der Kayser nicht zusendet, oder sie ihnen überträgt. In dem Fall vereinigen sie sich, und entscheideu einstimmig nach dem Reichsherkommen über die Verwendung des Geldes, über das Verhalten, das gegen die Truppen zu beobachten ist. In jedem andern Fall befaßt sich der Gerichtshof nur mit den für ihn behörigen Angelegenheiten.

Man kann leicht einsehn, daß in einem so weitläuftigen Reiche die Verwaltung der Finanzen, der Truppen, die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude, die Wahl der Minister, die Aufrechthaltung der Gebräuche und die Justizpflege, die ganze Aufmerksamkeit der obrigkeitlichen Personen fesseln, und grosse Fähigkeiten erfordern. Um es ihnen zu erleichtern hat man die Menge Mandarine ernannt, die sich in der Hauptstadt und in den Provinzen befinden.

Alle

Alle diese Höfe haben niemand über sich, als den Kayser, oder den großen Rath, den man das Tribunal von Ko-la-os nennt. Es besteht aus vier oder sechs Mandarinen, die die Staatsminister vorstellen. Dieß Tribunal wird nur dann gehalten, wenn es der Kayser für gut hält, dessen Mitglieder wegen einer wichtigen Angelegenheit zu versammlen, über die schon von einem seiner Höfe gesprochen worden. Er sendet seine Befehle dem Präsidenten zu, der den übrigen obrigkeitlichen Personen sagen läst: sie solten sich einfinden. Sie machen unmittelbar die Sachen mit den Fürsten ab, der ihre Meynung entweder billigt, oder verwirft und seinen Willen schriftlich von sich giebt.

Sind die Gebäude, worinn sich alle Tribunäle versammeln, nicht prächtig, so sind es doch die, die zu gottesdienstlichen Handlungen bestimmt sind. Die Fürsten haben mit großen Unkosten stolze Gebäude aufgeführt, worinn sie den Götzen opfern. Man hat bey deren Ausschmückung nicht Kunst noch Kosten gescheuet. Diese Tempel sind hauptsächlich wegen der Schönheit ihrer Dächer merkwürdig, die gefirnist sind, und eine schöne gelbe oder grüne Farbe haben. Ausser diesen Zierrathen sind sie noch von allen Seiten mit sehr wohl ausgearbeiteten Figuren einge-

gefaßt, und in den Winkeln und in den Enden findet man hervorspringende Drachen, die mit den Dachziegeln einerley Farbe haben.

Truppen in Peking. All die Tatarischen Familien, die sich nach China begeben, wohnen zu Pecking, oder in der umliegenden Gegend. Ohne ausdrücklichen Befehl des Kaysers ists ihnen nicht erlaubt, sich zu entfernen, daher kömmts, daß die Truppen seiner Leibwacht stets um ihn sind. Wenn man zu dieser Leibwacht noch die Leibwacht der Prinzen rechnet, die auch aus Soldaten und Officiers, die in ihrem Solde sind, besteht, so wird man leicht begreifen, daß die Schriftsteller, die versichern, die Anzahl der in Pecking befindlichen Reuter beliefe sich auf hunderttausend, sich nicht zu sehr von der Wahrheit entfernt.

Die Anzahl des dort liegenden Fusvolks ist nicht geringer. Aus der in der Hauptstadt liegenden Kriegsmacht kann man auf die im ganzen Reich befindliche schliessen.

Gegenden um Pecking.

Einige Meilen von dieser Stadt sieht man das Haus der alten Chinesischen Kayser. Sein Umfang kann zwey Meilen betragen. Es ist, sowol wegen seines Umfangs, als auch wegen seiner besondern

Bau-

Bauart von den Königlichen Gebäuden in Europa unterschieden. Man sieht daselbst weder Marmor, noch Wasserkünste, noch Gitterwerk, noch steinerne Mauern. Ceres, Diane und Pomona sind die einzigen Gottheiten, denen man daselbst Opfer gebracht. Vier kleine klarfliessende Flüsse, deren Ufer von grossen Bäumen eingeschattet ist, fließen um das Haus. Es besteht aus drey Hauptgebäuden, die für den Kayser und den Hof bestimmt sind; das Uebrige sind, der Hinterhof, die Ställe, worinn sich zahlreiche Heerden befinden; Weyher, Gebüsche, Weydeplätze für die Hirsche, Rehböcke und das Rothwildpret, die man daselbst auffüttert; große Küchengärten, anmuthige Baumgärten und besäte Stücke Landes; kurz alles das, was der Ackerbau Nützliches, was das Landleben Angenehmes hat, ist hier in Einem Punkte versammelt, ohne daß es der Kunst mehr als der Natur zu verdanken scheint.

Trümmern einer erstaunlichen Brücke.

Drittehalb Meilen westwärts von Pecking sieht man die Trümmern der schönsten Brücke, die je exsistirt hat. Eine plötzliche Ueberschwemmung, die viele andre Verwüstungen angerichtet, riß sie um. Diese Brücke war von weißen Marmor mit

mit sehr schönen Schnitzwerk versehn; ihre Bauart war ungemein schön. Siebenzig Säulen standen auf jeder Seite. Sie waren durch Kartuschen von einem einzigen sehr großen Stück Marmor von einander abgesondert, worauf man mit vieler Feinheit verschiedne Blumen, Laubwerk, Vögel und allerhand Arten Thiere ausgeschnitzt hatte.

Beym Aufgang der Brücke von Osten her war sie mit zwey auf marmornen Fusgestellen stehenden Löwen von ausserordentlicher Grösse ausgeschmückt. Dicht bey diesen Löwen hatte man zwey junge Löwen ausgehauen, die herauf, herabzuklettern, und den ersten unter die Beine zu schlüpfen schienen. An dem andern äussersten Ende nach Westen zu, trugen zwey andre Fusgestelle jedes einen Elephanten, die mit bewundernswürdiger Künstlichkeit ausgehauen waren.

Zusätze zu demjenigen, was man von der grosen Chinesischen Mauer gesagt hat.

Von alle demjenigen, was man bey den Alten von Fortifikationen weiß, und von alle dem, was die Neuern hierinn erfunden haben, kann nichts mit der grosen Chinesischen Mauer verglichen werden.

Sie fängt vom Fluß Hoang, an den Gränzen der Kalmucken an, gegen den drey und funfzigsten Grad der Breite, wovon sie sich nach Nord-Nord-Ost erstreckt, und wenn sie bis zum drey und vierzigsten Grad gekommen, dreht sie sich völlig nach Osten und läuft in derselben Linie fort, bis sie bey der Fortresse von Kam-hay den Koreischen Meerbusen erreicht hat. Da die Chinesischen Küsten daselbst sehr niedrig sind, so bedeckt die Fluth des orientalischen Ozeans eine grosse Strecke dieses Landes; welches sie nachher trocken gelassen, hat man die Mauer funfzig Lis im Meere fortführen müssen. Jede Li hält hundert und sechzig geometrische Schritte. Die Seinungen über ihre Länge sind verschieden. Einige behaupten sie wäre länger denn fünfhundert Meilen, wenn man all die Umwege mit einbegreift, die sie beschreibt; andre versichern, sie wär nicht länger denn dreyhundert und funfzig. Man sagt, sie habe zwey hundert und sieben und dreyßig Jahr vor Christi Geburt existirt, und man habe nur fünf Jahr daran gebaut. Sie wurde so dauerhaft gebaut, daß sie der verwüstenden Zeit widerstand. Die Missionarien versichern, daß sie sich in so gutem Zustand befindet, als wenn sie vor nicht länger denn dreyßig Jahren erbaut wäre.

Das

Das Fundament ist allenthalben von sechs Schu langen Quadersteinen. Das Uebrige bis zu fünf Klafter, ist von Mauersteinen erbaut, so daß sie sechs Klaftern hoch ist. An vielen Orten ist sie mit Quadersteinen verkleidet.

Die Mißionarien versichern, indem sie die Karten der Provinzen verfertigt, hätten sie vielmal und an verschiednen Gegenden ein Stück über diese Mauer werfen lassen, um die Grundflächen der Triangel auszurechnen, und um verschiedner sich auf ihr Projekt beziehender Operationen willen, daß man gefunden, daß all diese Ort wohlbepflastert und breit genug waren, daß fünf sechs Reuter in einem Gliede darauf Platz hatten.

Das Drittel der Bewohner des Reichs, sagt der Geschichtschreiber von China, die über ein gewisses Alter hinaus waren, wurden zur Verfertigung dieses Werks gebraucht. Die Steine musten gegen den sich gegen das Meer zu sich stemmenden Theil so wol verküttet seyn, daß der Baumeister wäre zum Tode verurtheilt worden, wenn man an dem Orte, wo sich die Steine zusammenfügen, hätte einen Nagel hereintreiben können.

Ihre Breite und Höhe sind nicht allenthalben gleich, weil sie über ho-

he

he Berge weggeht, und da die Höhe dieser Berge, zu den sechs Klaftern gerechnet, die man ihr gegeben, sie weit höher macht, als die Theile, die in den Thälern und Ebnen sind. Einer von den Jesuitischen Patern, der beym Chinesischen Hofe in großem Ansehn steht, versichert, daß da er so neugierig war, die Höhe derselben an einem gewissen Ort auszumessen, er befunden, daß sie sechs und und dreyßigtausend Fuß über den Horizont hinausgereicht.

Von zweyhundert Schritt zu zweyhundert Schritt hat man Thürme mit Zinnen versehn, wie man sie in unsern alten Festungen antrift, erbauet; in jedem befindet sich eine Hauptwacht. In den leicht anzukommenden Orten hat man die Schanzen vermehrt; das heist, man hat daselbst drey, vier Erhöhungen übereinander angelegt. Die Thore, die man daselbst angebracht, sind durch ziemlich große und sehr hochliegende Forts vertheidigt. Man hat sogar längst der Mauer wohlbefestigte Städte erbauet, damit man ihr nicht nahen kan.

In der Provinz Chan-si besteht sie nur aus gestampfter Erde, hat keinen Mörtel, keine Zinnen, und ist nicht höher als funfzehn Fuß.

Indem man den erfindrischen Fleiß und die Kunst der Chineser bewundert, so kann man dennoch nicht umhin, sie zu tadeln, daß sie diese Mauer auf steilen und so schraffen Felsen aufgeführt haben, daß die Arbeiter nur durch Maschienen auf selbige heraufkonnten, und daß die Herbeyschaffung der Maschienen mehr denn tausend Menschen muß das Leben gekostet haben. Wenn die Klugheit erforderte, daß man alle zugangbare Oerter befestigte, so gab sie zugleich zu erkennen, daß es unnütz war, Oerter zu befestigen, wo es unmöglich, daß eine Armee hinankonnte.

Die Reisenden versichern, daß unter den Chinesischen Kaysern diese Mauer durch eine Million Soldaten bewacht wurde. Seitdem die Tataren dieses Reich erobert, unterhält man nur in den am meisten bloßliegendsten Orten Besatzungen.

Die Stadt Nanking.

Wir glauben zu demjenigen, was im ersten Bande dieses Werks von der Stadt Nanking der ehmaligen Hauptstadt des Reichs ist gesagt worden, noch etwas hinzusetzen zu können.

Die Missionaren sagen, es gäbe in dieser Stadt drey Dinge, die eine vorzüg-

zügliche Aufmerksamkeit verdienen. Das erste, daß sie gleichsam der Mittelpunkt der Handlung des ganzen Reichs ist, weil sie an einem Flusse liegt, der gerade in der Gegend eine halbe Meile breit ist. Alles was die übrigen Provinzen seltnes und besonders erzeugen, kostbare Stoffe, seltne Werke der Kunst, alles findet man hier zusammen. Hier lassen sich die berühmtesten Lehrer, die alten Mandarinen nieder. Die Bibliotheken daselbst sind zahlreich, und bestehen aus den wolausgesuchtesten Büchern. Man findet daselbst die besten Handwerker, spricht daselbst eine reinere besser akzentuirte Sprache als anderwärts.

Die zweyte Ursache ihrer Berümtheit ist die königliche Sternwarte, die auf einem hohen Hügel liegt. Man hatte daselbst einen Altan angelegt, und eine zu den Beobachtungen dienliche Maschiene hingeschaft; die Instrumente sind nach Pecking gebracht worden; all diese Gebäude sind eingeschossen.

Die dritte ist der grosse Thurm, oder der Porzellanthurm. „Ausser der Stadt, „sagt Pater le Comte, liegt ein Tempel, „den die Chineser den Tempel der Er„kenntlichkeit nennen. Er steht auf ei„nem maßiven Grund von Mauersteinen, „der einen grossen mit einem Marmorge-

„länder umgebnen Perron bildete. Eine „ringsum vorliegende Treppe von zwölf „Stufen führt auf selbigen. Der Saal, der „zum Tempel dient, hat hundert Schritt in „der Länge, und steht auf einem kleinen, einen „Fuß hohen Marmorgesimse.

„Die Faßade ist mit einer Gallerie und „Pfeilern geziert. Die Dächer, deren „nach der Chinesischen Bauart zwey sind „(das eine liegt dicht auf der Mauer, und „das andre bedeckt es,) haben grüne und „gefirniste Ziegel. Das inwendig befind„liche Holzwerk ist gemalt, und mit einer „unendlichen Menge in einander geschob„ner Stücken Holz; was einen sehr schö„nen Effekt macht. Indeß ist nicht zu leug„nen, daß diese Menge Balken, Bindbalken, „Fusbalken, Giebel, die allenthalben befind„lich, etwas Besonders haben, und viel Ko„sten verursachen. Indeßen kömmt diese „Last bloß von der Unwissenheit der Ar„beitsleute her, die noch nicht jene schöne „Simplicität haben ausfindig machen kön„nen, die man in unsern Gebäuden be„merkt, und die der Dauerhaftigkeit keinen „Eintrag thut.„

„Dieser Saal erhält sein Licht bloß „durch die Thüren. Es giebt deren nach „Osten zu drey von ungemeiner Grösse; „durch selbige kömmt man in den Thurm.

Die-

Dieser Thurm, fährt eben der Missionar fort, hat eine achteckichte Gestalt, ist vierzig Fuß breit, so, daß jede Seite fünfe hat. Von aussen zieht sich in einer Entfernung von drittehalb Klaftern eine gleichfalls achteckigte Mauer herum, von mittlerer Höhe, die ein mit gefirnisten Ziegeln bedecktes Dach hat, das mitten aus dem Thurme hervorzukommen scheint, und unterwärts eine ganz artige Gallerie macht.

Der Thurm hat neun Geschoß, deren jedes gegen den Anfang der Fenster zu mit einer Blende von drey Fuß geschmückt ist, und mit Ziegeln bedeckt, die den Ziegeln der Gallerie gleichen, doch sind sie nicht so hervorspringend, weil sie von keiner zweyten Mauer unterstützt werden. Je höher und schmäler der Thurm wird, je kleiner werden sie.

Die Mauer ist unterwärts wenigstens zwölf Fuß dick, und oberwärts mehr denn neuntehalb. Sie ist mit Porzellan, der auf seine schmale Seite gelegt ist, verkleidet worden; Regen und Staub haben dessen ganze Schönheit verdorben, doch ist davon noch immer genug übrig, um zu urtheilen, daß es Porzellan, obgleich vom groben ist: es scheint, als ob der Mauer-

stein seit dreyhundert Jahren nicht den nemlichen Glanz erhalten habe.

Die inwendig angebrachte Treppe ist sehr schmal und sehr unbequem, weil sie hohe Stufen hat. Jedes Geschoß besteht aus großen Querbalken, die einen Fusboden tragen, dessen Vertäflung mit verschiednen Malereyen ausgeschmückt ist, alle auf Chinesische Art, das heißt, ohne Schatten, was einen üblen Effeckt thut, wie man an denen sehen kan, die wir aus diesem Lande bekommen haben.

In den Mauern der obern Geschosse hat man eine unendliche Menge kleiner Blenden angebracht, worinn man Götzenbilder von halberhobner Arbeit stellt. Das Ganze ist vergoldet, und scheint Marmor zu seyn.

Es kann auch seyn, daß das, was man für Porzellan hält, Mauersteine auf ihre flache Seite gelegt sind; denn die Chineser haben eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, allerhand Arten Figuren auf ihren Mauersteinen anzubringen. Die Erde derselben ist ausserordentlich fein, wol durchgesiebt, weshalb sie eher als die unsrigen sich können modelliren lassen.

Das erste Geschosse ist das höchste; die übrigen aber sind von einer gleichen Höhe.

Höhe. Man zählt darinn hundert und neunzig Stufen, die beynahe insgesamt zehn bis zwölf Zoll haben, das macht hundert und acht und vierzig Fuß. Rechnet man hierzu die Höhe des Fundaments, und die Höhe des letzten Geschosses, das keine Stufen hat, und die Auszierungen dazu, so wird man finden, daß dieser Thurm von der Erde an höher ist, denn zweyhundert Fuß.

Der Gipfel dieses Thurms ist keine von den geringsten Schönheiten; es ist ein Mast, der vom Fusboden des achten Geschosses anfängt, und sich mehr den dreyßig Fu s hinauserstreckt. Er scheint einen eisernen Bande eingefügt zu seyn, die von eben der Höhe von gewundner Arbeit ist, und viele Fuß vom Baume absteht, so daß sie in der Luft eine Art holen und durchgebrochnen Kegel bildet, auf dessen Spitze man eine vergoldete Kugel von ausserordentlicher Grösse gesetzt hat.

Die Reisenden behaupten, es seye dieß das schönste Gebäude im ganzen Orient. Es gab in dieser Stadt Glocken von einer erstaunenden Grösse, allein ihr Gewicht riß den Thurm nieder, worin sie hingen, das Gebäude schoß ein, und die Glocken sind nicht wieder aufgehängt worden. Die Mißionaren behaupten, daß die gröste

ungefähr funfzigtausend Pfund, sie waren aber schlecht gegossen und die Glockenspeise war spröde.

Alle Chinesische Glocken, sind nach dem Pater le Comte, an Schall und an Sauberkeit des Gusses, weit unter den unsrigen. Sie geben einen dumpfen Schall. Einen Klöpfel haben sie nicht, man schlägt mit einem hölzernen Hammer dagegen.

Gestalt der Chineser.

Man muß aus den verschiednen Gemälden, die man in den von dorther kommenden Porcellan- und Koffee- und Thee-Brettern wahrnimmt, nicht auf die Gestalt der Chineser schliessen. Sie sind nicht so misgeschaffen, haben die groteske Figur nicht, die sie sich selbst geben. Das ist nicht zu läugnen, daß sie von der Schönheit andre Begriffe haben, als wir.

Die Chineser sind insgemein von mittlerer Statur, und sind wohlproportionirt, sie sind beynahe allesammt dick und fett. Volleibigkeit halten sie gar für etwas hübsches. Ihr Gesicht ist breit, ihr Mund von mittlerer Grösse, und ziemlich wohlgestalt, ihre Lippen roth, die Nase geplätscht, die Augenbranen groß, die Augen-

genlider hoch, die Augen klein, die Backen und das Kinn rund; die Ohren groß und breit.

Ihre Zähne sind ganz anders beschaffen, als die unsrigen; die obere Reihe ist sehr hervorspringend, und die untere sehr hereingehend, so daß sie beyderseits auf das Zahnfleisch, anstatt aufeinander treffen. Ihre Zähne würden weiß genug seyn, wenn der Betel, den sie unaufhörlich kauen, sie nicht anschwärzte.

Ein schöner Mann in China ist derjenige, der seinen Lehnstuhl gut ausfüllt; der eine große dicke Figur produzirt. Sie haben insgesammt ziemlich weise Haut, insbesondre diejenigen, die nach Norden hin wohnen. Da die Männer sich wenig schonen, viel reisen, und auf dem Kopfe nur ein kleines Mützchen tragen, das das Gesicht gegen die Sonnenhitze nicht beschirmen kann, so sind sie gemeiniglich, so schwarzgelb, wie die Spanier. Das Volk sogar in den mittägigen Provinzen arbeitet in blosen Hosen, ohne Hemde, es ist so olivenfarben, wie die Mauren.

Die Weiber sind beynahe eben so gestaltet, wie die Männer, allein so sehr diese ihre Haut vernachläßigen, eben so sehr sorgen jene für die ihrige. Die jungen

Mäd-

Mädchen, die Ansprüche auf Schönheit haben, ermangeln nicht, nach dem Unterricht ihrer Mütter, die Augenlider oft zu zupfen, um kleinere Augen zu bekommen, die Nase zu plätschen, damit sie kürzer wird, die Ohren so lang und breit zu ziehen, als sie nur immer können. Die Weiber bedienen sich einer gewissen Schminke, die die Weiße ihrer Haut nicht wenig erhöht, ihnen aber nicht weniger schädlich ist, als das Rothe unsern Damen. Sie trocknet die Haut aus und furcht sie frühzeitig. Die kleinen Augen, die langen und breiten Ohren, die kurze Nase ausgenommen, geben die Chinesischen Damen den unsrigen nichts nach. Die den erstern natürliche Bescheidenheit ist noch ein großer Zuwachs zu ihren Reizen.

Hr. Gmelin versichert, daß man zu China selten blaue Augen sieht, ausser etwa bey Europäern, oder bey Personen, die von Europäern abstammen.

Obgleich die Chineser nur wenig Bart haben, so reissen sie dennoch auch dieß Wenige aus, und lassen am Kinn, viele auch an der Oberlippe nur einen Schopf stehn, und sehn diesen Zwickelbart als einen sehr unterscheidenden Schmuck an. Sie kämmen ihn sorgfältig, knüpfen oder flechten ihn mit ziemlich vieler Kunst.

Ihre

Ihre Haare sind gemeiniglich schwarz oder braun, blonde oder rothe können sie nicht leiden. Ehe die Tatarn China eroberten, pflegte man sein Haar wachsen zu lassen, und mit Essenzen zu salben; allein die Chineser sahen sich genöthigt, die Gesetze und Gebräuche der Ueberwinder anzunehmen. Sie hatten das Gesetz eingeführt, daß das Haar solte abgeschoren werden, und bloß auf den Hinterkopf ein Büschel stehn bleiben. Diesem Gesetze muste man sich unterwerfen. Indeß fanden sich Leute, die so verliebt in ihre Haare waren, daß mehr denn zweymal hundert tausend lieber ihr Vaterland verliessen, als sich darnach fügten. Viele verloren dabey sogar den Kopf. Es giebt Völker, die ihre uralten Bräuche für so heilig ansehen, daß sie, wenn man auf ihre Abschaffung dringt, Vaterland, Anverwandten, Freunde, kurz alles lieber aufopfern.

Die Russen geben uns von dieser Wahrheit ein auffallendes Beyspiel. Das Edikt Peter des Grossen, worinn er seinen Unterthanen befahl, die Bärte abzuschneiden, verursachte, wie wir in ihrer Geschichte gesagt haben, viel Unruhen.

Heutiges Tages lassen die Chineser auf den Wirbel Haar genug wachsen, um daraus eine Flechte zu machen; einige lassens flattern.

Gemelli Careri, Tom. 4. S. 328.

Das

Der Gebrauch der Hüte ist in China völlig unbekannt. Sie tragen stets eine Mütze. Das Kopfentblößen ist in Europa ein Zeichen der Höflichkeit. Die Chineser haltens für unanständig, baarhäuptig vor jemanden zu erscheinen. Dieser Gebrauch hat sogar den Pabst genöthigt, den Mißionaren zu erlauben, daß sie bedecktes Kopfs die Messe halten und die Sakramente austheilen dürfen.

Die Mützen der Chineser sind nach den Jahreszeiten verschieden. Die Mütze, die sie im Sommer tragen, hat die Gestalt eines Trichters; gegen oben zu wird sie spitzig. Eine von einer Art Riethsgras gemachte, und sauber gearbeitete Matte bedeckt sie von aussen. Inwendig ist sie mit einem schönen Atlas gefüttert. Oben drauf haben sie einen Busch von rother Seide, deren Fäden sehr lang sind, sich rings um die Mütze verbreiten, und bis auf ihren Rand herabfallen. Die Bewegungen des Leibes und Kopfs machen diese Seide herumflattern, und geben diesen Kopfputz eine Art von Anmuth. Manchmal setzt man statt des seidenen Büschels einen glänzend gefärbten härnen auf, den der Regen nicht verdirbt. Man bekömmt ihn von gewissen Kühen, die sich in der Provinz Set-chouen befinden. Die Farbe dieses Haars ist weiß; man weiß ihm

aber

aber eine Farbe zu geben, die es theurer macht, als die schönste Seide. Diese Mützen sind jedermann gemeinschaftlich, und es trägt sie, wer will. Vornemlich bedienen sich ihrer diejenigen, die ausreiten, weil es unter allen Kopfbedeckungen diejenige ist, die vor Sonn und Regen am meisten schützt.

Es giebt noch eine andre Gattung Mützen, die bloß die Mandarinen und Gelehrte tragen dürfen. Es ist eine Pappmütze völlig wie die vorige gestaltet, aber mit rothen oder blauen Atlas von innen und aussen überzogen.

Im Winter trägt man zu China eine sehr warme Mützen. Ihr Bram besteht aus Fuchs-, Zobelfell, oder andern kostbaren Rauchwerk. Dieser Bram ist beynahe zwey bis drey Finger breit. Das übrige der Mütze ist mit einem schönen schwarzen oder veilchenblauen Atlas bezogen, und hat wie die Sommermützen oberwärts einen Büschel von rother Seide. Diese Mützen sind sehr sauber und ausserordentlich reich, aber so kurz, daß sie die Ohren ganz unbedeckt lassen. Wenn die Mandarine sich bey Festlichkeiten einfinden, haben sie oberwärts an ihrer Mütze einen Diamant befestigt, oder irgend einen andern kostbaren ziemlich schlecht geschnitt-

schnittnen, in einem goldnen sehr wohl gearbeiteten Knopf gefaßten Edelstein. Personen geringers Ranges heften darauf einen stofnen, krystallnen, achatnen oder andern Knopf.

Die Kleidung der Chineser entspricht ihrer Gravität. Ihre Sommerkleidung besteht in einem langen bis auf die Erde herabreichenden Rocke, dessen rechter Schooß auf die linke Seite aufgeschlagen, und daselbst mit vier oder fünf goldnen oder silbernen Knöpfen aufgeheftet wird; in weiß leinewandnen oder atlaßenen Hosen, in einem sehr weiten, aber sehr kurzen Hemde, und in einem breiten seidnen Gürtel, dessen Enden auf die Kniee herabhängen, und an dem man ein Besteck befestigt, worinn sich ein Beutel, ein Messer und zwey kleine Stöckgen, die statt Gabel dienen, befinden.

Die Winterkleidung ist die nemliche, ausgenommen, daß der Rock mit mehr oder weniger kostbaren Rauchwerk gefüttert ist, je nachdem das Vermögen und der Stand der Person beschaffen. Die Beinkleider sind von ausgehackten Atlas, Baumwolle oder roher Seide; manchmal auch von Fuchsbälgen. Ueber dieser Weste hat man öfters einen langen Rock an, der so breit, wie die Weste gefüttert ist.

In

In dieser Jahrszeit gehn sie nicht mit blossem Halse, wie im Sommer, sondern tragen ein drey oder vier Finger breites Halstuch von Atlas oder Fuchsbalg, das vorwärts zugeknöpft wird.

Leute vom Stande, oder von vielen Vermögen bekleiden auf zweyerley Art ihre Füsse, einmal, wenn sie zu Hause sind, und dann wenn sie in die Stadt gehn.

Im Hause haben sie eine Art von Pantoffel von schwarzer Leinewand oder Seide, ohne daß man ihn vorne zubinden oder befestigen darf. Diese Beschuhung ist zu allen Zeiten und bey jedermann im Brauch.

Alle angesehne Personen gehen in Stiefeln aus. Sie sind darinn von den unsrigen unterschieden, daß sie weder Absatz noch Stülpe haben. Wenn sie ausreiten, oder eine Reise machen wollen, nehmen sie welche von wohlgegerbten Leder, oder von groben wohl durchgenähten Kattun. Um Besuche zu machen, trägt man welche, die auf dem Kniee eine samtne oder pelzene Einfassung haben. In diesen Stiefeln zieht man seidne oder leinene Strümpfe, je nachdem die Jahrszeit ist.

So

So groß auch die Hitze seyn mag, so tragen die Chineser ausser Hauses nie etwas anders an den Füssen, als diese Stiefeln. Sie sehen sie für einen so anständigen Putz an, daß derjenige, den man besucht, sich nicht eher sehn läst, als bis man welche angezogen hat. Diejenigen, die sich in Senften tragen lassen, unterlassen nicht ihre Stiefeln anzuziehn.

Die Chineser sind durchgängig zum Luxus geneigt, und bemühen sich, Wohlhabigkeit zu zeigen. Sogar die Armen sind ziemlich sauber gekleidet, und man sieht bey ihnen Leute mit Lumpen behängt nicht herumlaufen, keinen durch seine Unsauberkeit dem Auge widrigen Gegenstand.

Mit Anfang des Jahres kleidet man sich richtig ganz neu, sogar der Allerärmste fügt sich in den Brauch.

So oft ein Chineser ausgeht, und bey angesehnen Personen Besuch ablegen will, zieht er über seinen gewöhnlichen Rock einen andern noch längern an, von einem seidnen Zeuge, das mehrentheils blau ist, und legt einen Gürtel um. Ueber das alles wirft man einen sehr weiten, schwarzen oder veilchenblauen Mantel, der nicht über die Kniee geht, und kurze und weite Aermel hat. Auf dem Kopf hat man eine

ne kleine Mütze, gleich einem abgestumpften Kegel; in die Hand nimmt man einen Fächer, und an die Beine legt man seidne Stiefeln. Das sind in China die Ceremoniel-Kleider.

Ausser diesen verschiednen Kleidertrachten, sind noch zwey andre bey folgenden Fällen gebräuchlich; beym Reiten und bey der Trauer. Das erste besteht aus einem groben Taft, der mit dem obengedachten Oele überzogen ist. Dieser Zeug bekömmt dadurch eine grüne Farbe, wird glatt und durchsichtig, kurz sehr niedlich. Die Mütze, die Weste, die Stiefeln sind von eben dem Zeuge. Der Gürtel ist von halb gedrehten Hanfe.

Bey der tiefen Trauer ist die Mütze von rother, sehr heller Leinewand, die bey nahe wie unsre Packleinewand ist. Die Mandarine, die Prinzen dürfen wie die Handwerker bey tiefer Trauer weder eine andre Farbe noch anders Zeug tragen.

Alle Farben sind nicht durchgängig erlaubt. Die gelbe gehört nur für den Kayser nnd für die Prinzen vom Geblüt. Eine Classe Mandarine hat den dunkelrothen Atlas eigenthümlich. Die übrigen tragen gemeiniglich veilchenblau, blau oder schwarz. Diese beyden letzten Farben gehören auch fürs Volk.

Die

Die Kleidung der Chinesischen Damen ist eben so anständig, als einfach. Sie besteht in einem Rock, der von dem Hals bis zu den Fersen herabhängt, so daß weiter nichts entblößt ist, als das Gesicht. Die Aermel dieses Rocks sind sehr breit, und so lang, daß sie bis auf die Erde schleppen. Diese Aermel dienen ihnen statt Handschuh und Muffen, deren Gebrauch ihnen unbekannt ist. Sie verbergen in selbigen ihre Hände mit grosser Vorsicht.

Ihr Kopfputz erregt besonders Verwunderung, und verdiente von den größten Standespersonen in Europa getragen zu werden. Nichts ist anmuthiger, nichts zierlicher als dieser Schmuck. Auch kostet er sie viel Sorgfalt und Mühe. Ihr künstlich in Locken gelegtes Haar ist mit einer grossen Menge goldner und silberner Blumensträusser geschmückt, was ein sehr anmuthiges Schauspiel macht. Einige von ihnen zieren ihren Kopfschmuck mit der Figur eines fabelhaften Vogels aus, von dem man groß Wunderding erzählt.

Man verfertigt ihn von vergoldeten Kupfer, von Silber oder Gold, nach dem Stande der Personen, für die er bestimmt ist. Seine ausgebreiteten Flügel machen das Vordertheil dieses Kopfputzes aus, und sind einer über die Schläfe gehende

Kar-

Karkasse gleich. Sein langer und ausgebreiteter Schweif bildet mitten auf dem Kopfe einen ganz artigen Federbusch; über der Stirn ist der Leib des Vogels, dessen Hals und Schnabel sich dicht über der Nase der Dame befinden, die ihn trägt. Der Hals ist mittelst einer wohlversteckten Springfeder künstlich dem Leibe eingefügt, und so gut gemacht, daß der Kopf und der Hals sich bey der ersten Bewegung sanft und mit vieler Anmuth bewegen. Die Füsse des Vogels sind den Haaren angebracht, und unterstützen den ganzen Leib.

Damen von Stande tragen manchmal viele von diesen Vögeln, die in einander geschlungen sind, und gleichsam eine Krone auf dem Kopf formiren. Die blosse Arbeit dieses Schmucks ist sehr theuer.

Der gewöhnliche Kopfputz der jungen Mädchen ist eine Art Krone von Pappe gemacht, und mit einem schönen seidnen Zeuge bezogen. Das Vordertheil dieser Krone ist mit Perlen und Diamanten bedeckt; auf der Stirne geht sie spitzig zu. Der Oberkopf ist mit künstlichen oder natürlichen Blumen bedeckt, unter welchen sich Nadeln mit brillantenen Knöpfen befinden.

Die Frauen von einem gewissen Alter, besonders die vom gemeinen Volke, haben keinen weitern Kopfputz, als eine Striefe von sehr feinen seidnen Zeuge; sie winden selbige etliche mal um den Kopf.

Memoires du Pepe le Comte Tome I.

Unter den Reitzen der Chinesischen Damen werden kleine Füsse für den grösten Schmuck gehalten; das ist die bewundernswürdigste Vorzüglichkeit ihrer Schönheit; um diese zu bekommen, wenden sie alles an.

Sobald ein Mädchen geboren ist, schnürt ihm die Amme mit gröster Sorgfalt die Beine fest zusammen, um deren Wachsthum zu verhindern. Diese Kautel hat so guten Erfolg, daß die Chinesischen Damen es Zeit ihres Lebens empfinden. Ein siebenjähriges Kind in Europa kan kaum ihre Schuhe anziehn; auch ist ihr Gang beständig langsam und unsicher. Ihre Füsse scheinen unter ihrem Körper einzubrechen, und sie sind alle Augenblick im Begriff zu fallen. Die Herrschaft der Mode ist so groß, daß sie diese Unbequemlichkeit nicht allein geduldig ertragen, sondern sie auch noch zu vermehren suchen, indem sie ihre Füsse stets auf diese Folter spannen. Ein niedlicher gold oder silbergestickter Schuh von der äussersten Sauberkeit bedeckt dies kleine Füschen,

und die Weiber lassen sichs beym Gehen angelegen seyn, ihn zu produciren: Kurz, die Frauenzimmer in diesem Lande opfern die Selbstliebe der Eigenliebe auf. Doch hält sie das Vergnügen, diese Vollkommenheit zu zeigen, über den Schmerz, den ihnen dieß verursacht, dermassen schadlos, daß sie, wenns erlaubt wäre, den ganzen Tag herumlaufen würden.

Es ist schwer, von einem so wunderlichen Gebrauche den Grund anzugeben; wissen ihn die Chineser doch selbst nicht.

Einige behaupten, ihre Vorfahren hätten, um ihren Weibern das Zuhausebleiben anzugewöhnen, die kleinen Füsse aufgebracht. „Ich habe mich nach dieser „Tradition erkundigt, sagt Pater le Com„te, und stets die Antwort bekommen, es „sey eine Fabel. Unsre Eltern, antwortete „mir ein Chineser mit lachendem Munde, „kannten die Weiber zu gut, um zu glau„ben, daß man ihnen durch die Hinweg„nahme der Hälfte ihrer Füsse den Willen zum Ausgehn, und die Lust, Leute zu se„hen, benehmen könnte.

Pater du Halde glaubt, daß dieser Gebrauch aus Politik herrühre, und daß man dadurch die Weiber in beständiger Abhängigkeit zu erhalten Willens gewesen

ist. Es ist gewiß, daß sie sehr selten ausgehen, fast immer in ihren Gemächern, die im Mittelpunkte des Hauses liegen, eingeschlossen bleiben, und bloß mit ihren weiblichen Bedienten Umgang haben. Dieser Grund ist nicht hinreichend genug, indem im Oriente insgemein wenig auskommen.

Treibt sie eine unvermeidliche Ursache aus dem Hause, so gehn sie langsam daher mit niedergeschlagnen Augen, gesenktem Kopf, die Hände in ihre Aermel gesteckt. Kurz, man solte sie für Nonnen aus dem strengsten Orden, oder für Betschwestern halten. Sie gehn in ihrer Verschämtheit so weit, daß sie, wenn eine Mannsperson ihnen etwas anbietet, es für unanständig halten, solches mit blossen Händen anzunehmen, man muß es auf einen Tisch hinlegen, von da nehmen sies in ihre Hände, die aber bedeckt sind.

Indeß ist diese Verschämtheit bloß Grimasse, sie treiben die Verbuhltheit so weit, als die Weiber in andern Ländern. Sie bringen viele Stunden mit Putzen und Ankleiden zu, in der Hofnung, daß sie jemand den Tag über wird besuchen kommen, doch sehn sie fast nie jemand ausser ihren Hausbedienten.

Von aussen sind die Chinesischen Häuser nicht im geringsten regelmäßig, desto

sauber

sauber und bequemer aber von innen. Es herrscht darinn viel Verschiedenheit nach dem Reichthum und Stande des Eigenthümers. Man sieht Häuser von gebrannten Ziegelsteinen, andre von ungebrannten, die aber mit gebrannten verkleidet sind. An manchen Orten bestehn sie aus Erde, die zwischen zwey Blanken geklopft ist. Sonst sind die Mauren nur Geflechte, die mit Erde und Kalk überzogen sind: allein die Mauern der Reichen sind aus Ziegelsteinen verfertigt, denen man Politur und Schnitzarbeit zu geben gewust. In den Städten sind alle Dächer mit Ziegeln bedeckt. Man legt sie auf die erhabne Seite, und bedeckt die Seiten mit andern Ziegeln, die man auf die hohle Seite legt.

Häuser der Chineser.

In gewissen Provinzen sind die Häuser in den Dörfern von Erde und sehr niedrig; das Dach ist beynahe platt, und von Schilf, der mit Erde bedeckt ist.

Kamine sind in China nicht bräuchlich; Oefen vertreten ihre Stelle, da aber deren Röhren sehr eng sind, werden die Zimmer, wenn man mit Rohr oder Erdkohlen eingeheizt hat, von dem üblen Geruch, den der Qualm dieser Materialien verursacht angefüllt, und man muß daran gewöhnt

 seyn,

seyn, um sie zu ertragen. Das gemeine Volk kocht im Ofenloche.

Die Hauptzierrathen, die man in den Zimmern der Standespersonen findet, bestehen in spanischen Wänden, in Stühlen, die mit einem schönen schwarzen und rothen Firniß bezogen sind, in Tischen in Kabinetten, die mit schönen porzellanen Gefäßen versehen sind. Man sieht darinn weder Spiegel noch Tappeten, noch stoffene Stühle.

Manchmal hängt man in selbigen die Porträtte der Ahnen, Landkarten, Stücke Atlas auf, worauf man Flüsse, Vögel, Landschaften gemahlt hat. Auf andern sieht man moralische Sentenzen, immer zwey und zwey beysammen, und mit einer gleichen Anzahl Lettern ausgedruckt. Einige lassen blos ihre Zimmer ausweissen, oder leimen darüber Papier an.

In den meisten Häusern findet man beym Eintritt einen Saal. In diesem nimmt man Besuche an. Es ist in China sogar eine Unhöflichkeit, einen Fremden in das Schlafzimmer zu führen, so ungemein sauber auch die Betten sind, die darinn stehen. Die grossen Herren haben vergoldete und mit Schnitzarbeit ausgeschmückte Betten. Sie ändern die Vorhänge nach den Jahrszeiten. Sie

sind

sind von gefütterten Atlas, oder von weissen Taft, der mit Blumen, Bäumen und Vögeln, alles von Seide gestickt, durchsäet ist. Manchmal hängt man sehr feine und dichte Gaze vor die Betten, um sich vor den Mücken, die in den mittägigen Städten äusserst lästig sind, zu beschirmen. Das gemeine Volk hat Betten von einem Zeuge, das nach ihrem Vermögen mehr oder weniger schön ist. Der unterste Pöbel hat Betten von einer Art hänfnen Leinewand. Der Federbetten bedient man sich in China nicht; man kennt daselbst weiter nichts als Matrazzen, die mit sehr dicker Baumwolle ausgestopft sind.

Die Zimmer der Weiber befinden sich, wie oben bereits gesagt, im Mittelpunkt der Häuser. Keine Mannsperson darf in selbige herein. Alles ist daselbst in der grösten Reinlichkeit, und herrscht daselbst die äusserste Bequemlichkeit. Bey den Mandarinen und Prinzen ist nichts reizenders zu sehn, als die Wohnungen der Weiber. Alles was die Kunst angenehm machen kan, alles was die Natur in der Perspektife Reizendes zu zeigen vermag, findet man in denen an diese Zimmer stossenden Gärten verwandt. Man sieht daselbst Wälder, Seen, Felsen, künstliche Berge, die von allen Seiten Labyrintför-

mig durchbrochen sind. Hierselbst kühlt man sich ab.

Diese Einöden sind noch durch Thierhäuser, Weiher, Vogelbaizen u. s. w. verschönert.

Sind die Chineser in ihren Gebäuden und in ihren Kleidungen ganz schlechtweg, so sind sies nicht in ihrem Betragen. Keine Nation ist höflicher, kein Volk ceremonienreicher, kein Land so genau in Beobachtung der Pflichten des bürgerlichen Lebens, als dieß hier. Alles schreiben die Gesetze vor; die gewöhnlichen Grüsse, die Besuche, die Feste, , so gar die Geschenke. Von alle demjenigen, was öffentlich und geheim vorgeht, hat man einen Formalitätenkodex, der im ganzen Reiche unwandelbare Richtschnur ist.

Die Art, wie man sich verbeugen, niederknien, auf die Erde sich hinwerfen soll, ist angezeigt, ohne Zeit, Ort und Person zu vergessen. Alle diese Höflichkeiten sind auf einen so hohen Grad getrieben, daß sie lästig werden. Man weiß nicht, ob man sie zu den guten oder bösen Eigenschaften der Chineser rechnen soll. Uebertriebne Höflichkeit misfällt, weil sie foltert.

Man zählt zu China mehr denn dreytausend verschiedne Regeln der Höflichkeit.

keit. Der Lipou, als das Tribunal der Gebräuche und Herkommen zu Pecking beschäftigt sich hauptsächlich damit, daß er die Ueberschreitung der dieserhalb vorgeschriebnen Gesetze verhindert. Die Handwerker, die Landleute, so gar die Leute aus den untersten Ständen sind hiervon so wenig ausgeschlossen, wie die Vornehmen und Reichen.

Dieß Tribunal ist so strenge, daß es selbst den Fremden nicht gegen die alten Gebräuche verstoßen läßt. Wenn Abgesandte ankommmen, unterrichtet man sie ins geheim vierzig Tage lang aufs sorgfältigste, und übet sie in den Landesceremonien; ehe man sie bey Hofe aufführt. Die Chineser glauben, daß die grosse Aufmerksamkeit auf die Erfüllung aller Pflichten des bürgerlichen Lebens, dem Karakter eine gewisse, der Natur des Menschen eigne Rauhigkeit benimmt, viel Neigung zum Frieden einflößt, und auch den Geist der Unterwürfigkeit. Höflichkeit und Manierlichkeit, sagen sie, unterscheiden den Menschen von den wilden Thieren. Diese Völker sind an dieß lächerliche Ceremoniel so gewöhnt, sogar von Kindauf, daß selbiges sie nichts weniger denn ermüdet; sie machen sich daraus ein Verdienst, und sagen der Mangel einer solchen Erziehung mache aus übrigen Völkern Barbaren.

Man sagt, daß der Zaar Peter, der den Kayser von China gebeten hatte, seinen Abgesanten zu entschuldigen, wenn er aus Unwissenheit in den Ceremonien des Reichs, einen Fehler dagegen begienge, vom Ly-on diese lakonische Antwort soll bekommen haben: Legatus tuus multa fecit rustice. Dein Gesandter hat sich in vielen Stücken plump bezeigt.

Wir wollen kein Gemälde von der Etikette im kayserlichen Pallast aufstellen, noch von alle dem, was der Ceremonielcodex in sich hält, sondern all die Formalitäten in Pausch und Bogen zusammenfassen. Nach demjenigen, was wir hiervon sagen werden, wird man sich von den Ceremonien einen Begriff machen, die unter den Grossen und am Hofe üblich sind.

Der gewöhnliche Gruß, unter Personen gleiches Ranges besteht darinn, daß man die Hände faltet, selbige vor die Brust hält, sie auf eine wohlwollende Art bewegt, indem man den Kopf ein wenig biegt, und wechselseitig sagt: Tsin-tsin. Dies kann man so höflich auslegen als man nur will. Einige behaupten, daß aus diesem Grusse der Name Chineser herkäme. Wenn sie einen von höhern Range begegnen, oder einer Person, der sie Ehrerbietung schuldig, so falten sie

zwan-

zwanzig Schritte von ihr die Hände, heben sie in die Höhe, senken sie nieder, indem sie dem ganzen Leib tief niederbücken und den Kopf der Erde so nahe bringen als möglich.

Wenn sie sich nach einer langen Abwesenheit begegnen, knieen sie nieder, jeder von seiner Seite bücken sich bis auf die Erde, stehn wieder auf, beugen ihre Kniee von neuen. Diese Ceremonie wird drey- bis vier-mal wiederholt. Das Wort Fo, das Glückseeligkeit bedeutet, bedienen sie sich bey den Höflichkeiten, die sie sich wechselseitig erzeigen, sehr oft.

Wenn jemand von einer Reise zurückgekommen, fragt man ihm sogleich: Nafo? Ob seine Reise glücklich ausgefallen. Fragt man ihn, wie er sich befindet, so antwortet er: Cho-lao ye hung fo. Recht wohl, Dank sey es eurer grossen Glückseeligkeit. Man grüst einen Menschen der sich wohl befindet, indem man ihm die Worte sagt: Yung-fo. Das heißt, das Glück malt sich in eurem Gesicht; Ihr habt ein glückliches Gesicht.

Auf dem Lande und in den Dörfern beobachtet man die nemlichen Ceremonien, man beobachtet all die hierzu erforderlichen Wohlanständigkeiten. Man gehe nun

mit

mit Gesellschaft, oder man begrüsse sich, so bedient man sich stets sehr verbindlicher und ehrerbietiger Ausdrücke. Bemüht man sich ihnen Vergnügen zu machen, so sagen sie: Fei-fin. Ihr verschwendet euer Herz. Hat man ihnen einen Dienst erwiesen, so sagen sie: Fi-pout-sin. Mein Dank wird nie aufhören. Stören sie jemand, der beschäftigt war, so sagen sie zu ihm: Fan-lao-tsoui. Ich falle euch sehr beschwerlich, ich habe einen grosen Fehler begangen, daß ich mir die Freyheit genommen. Wenn man ihnen durch eine Höflichkeit zuvorkömmt, oder ihnen einen verbindlichen Antrag macht, so antworten sie: Poucan, Poucan; das heißt ich, ich wage es, ich wage es nicht. Sie verstehn darunter: Euch dergleichen Mühe zu machen. Sie antworten denenjenigen, die ihnen Lobeserhebungen geben: Ki-kan. Wie sollt ich das von mir glauben. Obgleich diese Fragen und Antworten in beständigem Gebrauch sind, und mit dem Ton des Wohlmeynens gesagt werden, so hat das Herz doch oft keinen Theil daran.

Die oberste Stelle gehört immer den Betagten, selbst bey den gemeinen Leuten. Sind Fremde gegenwärtig, so bekömmt derjenige, der aus dem fernsten Lande kömmt, die erste Stelle. Sie ermangeln

nicht, ihm bald den zur Rechten oder zur Linken zu geben, so wies in der Provinz Sitte ist. Denn in manchen Provinzen ist die Oberstelle links, in andern rechts.

Wenn zwey Mandarinen von verschiednen Range sich auf der Strasse begegnen, so steigt der vom geringern aus der Senfte oder vom Pferde, und macht dem andern eine tiefe Verbeugung. Sind sie gleiches Ranges, so lassen sie ihre Hände, die sie gefalten haben, sinken, und halten sie solang wieder in die Höhe, bis sie einander nicht mehr sehn.

Die Kinder sind dem Willen ihres Vaters völlig unterwürfig, und die Schüler ihren Lehrern ganz unterthan; sie reden wenig in ihrer Gegenwart, und stehn beständig. An ihren Namenstägen, oder am Neujahrstage grüssen sie sie, indem sie vor ihnen niederknieen, und vielmals die Erde mit der Stirn berühren. Das wäre für sie eine sehr grosse Unhöflichkeit, wenn man in der ersten oder zweyten Person mit ihnen redete, ich oder ihr. Auch drücken sie sich, anstatt zu sagen: Ich fülle die Grösse des Dienstes, den sie mir erwiesen, so aus: Der Dienst den der Herr so und so seinem kleinen Diener, oder auch seinem Schüler erwiesen, hat selbigem das gröste Vergnügen verursacht. Wenn

das

das ein Sohn mit seinem Vater spricht, nennt er sich aus Demuth seinen kleinen Sohn, ob er gleich der älteste in der Familie ist, und selbst Kinder hat.

Oefters bedienen sie sich ihres eignen Namens, um sich ehrerbietiger auszudrücken. Man muß bemerken, daß die Chineser verschiedne Namen annehmen, je nachdem sie im Alter und Würden weiter rücken. Bey der Geburt eines Kindes giebt man ihm den Namen seiner Familie, denn all diejenigen tragen, die mit ihm von einem Ahnen abstammen. Einen Monat nachher geben ihm Vater und Mutter einen neuen Namen, den man den Milchnamen nennt; gemeiniglich ist er von einer Blum oder Thier entlehnt. Wenn er anfängt zu studiren, giebt ihm der Lehrmeister einen neuen Namen, den er neben seinen Familiennamen behält. Einen andern nimmt er während seines Studirens nicht an. Wenn er zu einem männlichen Alter gekommen, nimmt er noch einen an, den er Zeit Lebens behält, und dessen er sich zur Unterschrift seiner Briefe bedient. Wenn er zu einer beträchtlichen Bedienung gelangt, giebt man ihm einen seinem Rang und seinem Verdienste angemeßnen Namen. Alsdann erfordert die Höflichkeit, daß man sich dieses Namens bedient, wenn man mit ihm

spricht.

spricht. Man muß weit höhern Rang haben, wie er, wenn man ihn bey seinem Familiennamen anreden will; in dem Munde eines jeden andern wäre dieß eiue beleidigende Unhöflichkeit. Darin haben die Chineser einige Aehnlichkeit mit uns. Es ist eine Unhöfllichkeit, die Person bey Namen zu nennen, mit der man spricht, Personen von Erziehung thun dieß nie, als gegen Leute aus dem untersten Ständen.

Diese dem Chinesischen Geiste von Kindheit an eingeprägte Höflichkeit, und Demuth flößt ihnen für diejenigen, die über sie die Aufsicht haben, die tiefste Ehrerbietung ein; sie betrachten sie als ihre Väter und Lehrer. Die Ehrfurcht, die sie gegen selbige äussern, sollte auf die Gedanken bringen, sie sähen sie für Gottheiten an. Freylich sind die Vornehmen bemüht diese Art von Anbetung durch den Pracht zu unterhalten, der sie stets umgiebt, wenn sie öffentlich erscheinen. Dieß ist ein sehr gut eingeführter Gebrauch, und die Wirkung einer sehr einsichtsvollen Regierung. Pomp und festliche Aufzüge haben stets die Menschen betrogen, von was für Stande sie auch waren.

Wenn ein Statthalter aus der Provinz, der seine Bedienung mit allgemeinen

Bey-

Beyfall begleitet hat, sich von seiner Statthalterschaft nach einer andern begiebt, so bemüht sich jederman ihm die gröste Ehrenbezeigungen zu erweisen. Wenn er sich auf den Weg macht, findet er auf der Landstrasse von drey Meilen zu drey Meilen Tische, die mit seidnen bis auf die Erde herabhängenden Teppichen bedeckt sind. Auf einigen stehen Lichter, Wachsstöcke, Vasen mit angezündetem Rauchwerk; andre sind mit Fleisch und Hülsenfrüchten und Obst bedeckt; auf andern sieht man Thee und Wein.

Sobald der Statthalter erscheint, wirft sich das ganze Volk nieder auf die Kniee. Leute von Ansehen bitten ihn, aus seinem Wagen zu steigen, und die letzten Zeichen der öffentlichen Erkenntlichkeit zu empfangen. Man bittet ihn alles das anzunehmen, was man ihm zubereitet hat.

Das Sonderbarste bey dieser Ceremonie ist, daß ihm unterwegs Leute zu verschiednen malen seine Stiefeln aus, und dafür neue anziehn. Die ihm ausgezognen werden aufs heiligste aufgehoben, als wenns Reliquien wären. Man legt sie in eine Art Kefig, den man über das Thor setzt, durch welches er ausgezogen. Dieß giebt einen zweydeutigen Beweiß von seiner

ner guten Verwaltung und von der Zufriedenheit des Volks mit ihm ab.

Am Geburtstag ihres Guvernörs senden sie Abgeordnete an ihn, die ihm Wein und Konfitüren überbringen, und die grösten Ehrfurchtsbezeigungen und die feurigsten Glückwünsche ablegen müssen. Das gröste Merkmal, das sie ihm von ihrer Erkenntlichkeit geben können, besteht in der Verehrung eines atlaßnen Kleides, das aus vielfärbigen, kleinen viereckten Stücken verfertigt ist, und einer Harlekinsjacke gleicht. Diejenigen, die ihm das Geschenk überbringen haben viele Musikanten bey sich, die auf verschiednen Instrumenten spielen. Man bittet ihn dieß Kleid anzulegen. Er schlägts aus, indem er sagt, daß er die ihm zugedachte Ehre nicht verdiene; auf wiederholtes inständiges Ersuchen giebt er nach. Alsdann zieht man ihm seinen Rock aus, und den mitgebrachten an.

Die Verschiedenheit der Farben auf diesem Kleide, stellt die Nationen vor, die verschiedne Trachten haben, und giebt dem Mandarin zu erkennen, daß alle Völkerschaften ihn als ihren Vater betrachten, und daß er sie zu beherrschen verdient. Der Mandarin trägt dieß Kleid nur den Augenblick. Man verwahrt es in seiner

Familie als ein Ehrenzeichen, sogar als ein Merkmal eines grossen Vorzugs.

Will man Personen von Ansehn seinen Hof machen, so pflegt man nüchtern zu ihnen zu gehn, und muß man ja frühstücken, so enthält man sich wenigstens des Weins. Darnach zu riechen, hieße die ihnen schuldige Ehrerbietung verletzen. Dieser Gebrauch ist bey polizirten Nationen eingeführt. Ein Mensch, der getrunken, muß sich nie vor angesehnen Leuten zeigen.

Was die gewöhnlichen und freundschaftlichen Besuche anlangt, so ist die Zeit, worinn man sie machen soll, nicht angegeben. Indeß giebts Gelegenheiten, wobey sie angemerkt ist; als zum Beweiß, beym Anfang des Jahres, bey der Geburt eines Sohnes, bey der Verheyrathung, beym Todesfall irgend jemandes aus der Familie, bey einer Standeserhöhung, oder bey einer nahen Abreise. Alsdann ists Pflicht, jemanden zu besuchen, hauptsächlich muß der Schüler bey seinem Lehrer, und die Mandarine bey ihren Obern ihre Besuche ablegen.

Diese Besuche müssen stets mit einigen Geschencken begleitet seyn, die freylich nicht von grossen Werth seyn dürfen, aber den-

jenigen, denen man sie macht, frommen müssen. Die Gesetze schreiben noch andere Ceremonien vor, die für andre als für Chineser sehr beschwerlich seyn würden.

Wenn man einen Besuch machen will, muß man dem Thürsteher in dem Hause, wo man zum Besuch will, ein Anmeldebillet, Tie-tsee genannt, überreichen. Es besteht dieß aus einem rothen Bogen Papier, der hin und wieder mit goldnen Blumen besäet, und wie ein Fächer zusammen gelegt ist. Man schreibt seinen Namen auf eine dieser Falten ūnd die Ausdrücke sind ehrerbietig nach dem Rang und Ansehn der Person eingerichtet, die man besuchen will. Zum Beyspiel: Der zärtliche und ehrerbietige Freund von Ew. Herrlichkeit, der beständige Schüler seiner Gelehrsamkeit stellt sich in dieser Qualität dar, um Euch seine Schuldigkeit zu bezeigen, um Euch seine Verbeugung bis auf die Erde zu machen.

Will man einen vertrauten Freund, jemand vom gemeinen Haufen besuchen, so giebt man bloß ein Billet von einem Blatte ab. Trauert man, so muß das Billet weiß seyn.

Laßt uns nun sehen, wie das Ceremoniel bey Leuten von einem hohen Range

ge beschaffen ist. Die Gravität und der Ernst die dabey herrschen, sind weit von dem leichten und freundschaftlichen Tone entfernt, dessen wir uns bedienen, und der sich eher für Menschen ziemt. Diese Detaljes werden hinlänglich seyn, von der Chinesischen Höflichkeit einen vollkommnen Begriff zu geben, und man wird einsehn, wie sehr diese Affektation lästig und lächerlich ist.

Wenn ein Mandarin den Bogen, den man ihn bringt, annimmt, so ist das so viel, als nähm er die Person selbst an. Er läßt demjenigen, der ihn zu besuchen kömmt, sagen: er bäte ihn, um ihm keine Beschwerlichkeit zu machen, er möchte nicht von seinem Tragstuhle absteigen, und einen oder spätestens zwey Tage darauf, macht er ihm seinen Besuch.

Man trägt ihn mit seinem Stuhle bis in einen Saal, worinn derjenige, der den Besuch annimmt, ihn empfängt. Sobald der Stuhl in dem zweyten Hof gekommen, sieht man zwey Bediente, die den Sonnenschirm und den grossen Fächer des Mandarins so gegen einander halten, daß man weder sehn, noch gesehen werden kann.

Er nähert sich langsam, während daß der auf einem Stuhl ist, herabsteigt.

Wenn

Wenn sich dieser in einer bestimmten Entfernung befindet, macht er eine tiefe Verbeugung. Dieß ist der Anfang einer Menge Posituren, die alle in dem Chinesischen Ceremonialcodex weitläuftig beschrieben sind, ohne daß eine einzige vergessen worden. Die Anzahl der Verbeugungen, die Ausdrücke, deren man sich bedienen soll, die ehrerbietigen Knieebeugungen, die Umwege, die jeder machen muß, um bald auf der rechten, bald auf der linken Seite zu seyn, die stummen Höflichkeiten, womit der Herr von Hause hereinnöthigen; die bescheidne Weigrung, die der andere machen muß. Die Grüsse, die der andre gegen den Stuhl zu machen, der für den Besuchenden bestimmt ist; und die Ceremonie des Stuhlreichens, das alles wird, Artikel vor Artikel aufs gewissenhafteste beobachtet.

Wenn man sitzt, ist das Ceremoniel noch nicht zu Ende; man muß mit gravitätischer und ernster Mine den Beweggrund seines Besuchs vorlegen: man beantwortet alles mit eben dem Ton und mit tiefen Verbeugungen. Man sitzt ganz aufrechts unangelehnt auf dem Stuhl, die Augen nieder geschlagen, ohne weder rechts noch links um sich zu blicken, die Hände auf den Kieen ausgestreckt; die Füsse ein wenig vorgerückt. Man darf diese Stelle nicht einen Augenblick verändern.

Nach einem Augenblick Unterredung bringt ein sauber gekleideter Bedienter soviel Theeschaalen, als Personen da sind. Man nimmt die Schaale mit neuen Ceremonien, macht deren, indem man sie an den Mund führt und indem man sie zurück giebt, wenn man getrunken.

Wenn der Besuch zu Ende, so führt der Herr vom Hause den Besuchenden nach seinem Tragsessel, steht still, wartet bis er sich hereingesetzt, und ihn die Träger von der Erde aufgehoben haben. Alsdann sagt der auf dem Sessel ihm, lebe wohl, und jener antwortet ihm mit eben der Demuth.

Einen Augenblick hernach sendet er einen seiner Leute ihn zu bekomplimentiren. Zwey oder dreyhundert Schritte weiter schickt er ihm einen andern, der von seinem Herrn den nemlichen Befehl hat. Alsdann ist der Besuch geendigt.

Es ist Brauch bey jedem Besuch Geschenke zu machen. Nach den ersten Höflichkeiten reicht derjenige, der seinen Besuch macht, ein Billet, Lytan genannt. Es enthält den Stand dessen, der es überreicht, und die Beschreibung der Sachen, woraus das Geschenk besteht. Derjenige, der den Besuch annimt, erhält das Billet, und giebts, nachdem er einen tiefen Bückling gemacht, seinem Bedienten.

Nach

Nach Endigung des Besuchs, liest er das Billet, und nimmt von dem Geschenk, was ihm gut dünkt. Wenn man alles, was im Billet verzeichnet steht, behält, giebt man dafür ein Danksagungsbillet. Nimmt man nichts an, so sendet man das Billet, und das Geschenk wieder zurück, mit einem der höflichsten Komplimente, das man nur machen kann. Es heist gemeiniglich: Die Perlen sind zu kostbar, ich darf sie nicht anrühren. Wenn derjenige, der das Geschenk macht, es bloß durch seine Leute schickt, so beobachtet man doch die nemlichen Ceremonien, als wenn ers in Person überbringt. Manchmal sendet man blos das Billet, und behält sich vor das zu kaufen, wovon jener äusern wird, daß ers annähme. Alsdann nimmt man einen Schreibepinsel und zieht um die Artikel, die man annimmt, einen Zirkel. Man geht nach selbige sogleich aus und sendet sie. Derjenige, der das Billet annimmt, schreibt ein Danksagungsbillet, wo er das anmerkt, was er angenommen hat, und hinzusetzt: das Uebrige bestünde aus kostbaren Perlen.

Mit Anfange des Jahres, den fünften Mond, erforderts die Höflichkeit, wenn man ein Geschenk bekommen, eins dargegen zu machen. Kömmt dieses Geschenk von einer durch die Geburt oder Würde

sich auszeichnende Person, so muß man dieß Geschenk mit einer tiefen Verbeugung begrüssen.

Wenn ein Gesandter vom Hofe die grossen Mandarine besucht, so lassens diejenigen, wo er durchkommt, so wenig, als diejenigen, die er besucht, an einer von den vorgeschriebnen Formalitäten fehlen; sie befolgen sie sogar mit der grösten Gewissenhaftigkeit. Alle diese demüthigenden Formalitäten können wir wiederholens noch einmal, nach dem Geschmack keiner einzigen andern Nation seyn.

Unsre Meynung hierüber läuft der des Hrn. Abbee de Marsy gerad entgegen. In dem ersten Bande dieses Werks, dessen zwölf erste er geliefert hat, macht er die Apologie dieser lächerlichen und lästigen Ceremonien. Man kann nicht inAbrede seyn, daß der Zwang durchgängig jederman unangenehm ist, von was für Stand und Nation er auch seye: je mehr dieser Zwang gehäuft wird, je unerträglicher wird er; und das Chinesische Ceremoniel, anstatt die Bande der Freundschaft enger zusammen zu schürzen, zerreist sie; raubt die so süssen Reize der Geselligkeit. Uebrigens entnerven diese Demüthigungen, denen sie sich unterziehn müssen, den Muth. Mein Vorgänger sagt:

Die Schwäche aller Nationen seye nur vergleichungsweise von einander zu urtheilen, und daher käm es, daß sie sich insgesamt der Lächerlichkeit und Barbarey beschuldigen. Solte er nicht zu denen gehören, die alles Ausländische vorzüglicher finden, als das Einheimische, und die sich einbilden, die Sitten entfernter Länder sind immer besser, als die unsrigen. Dieß würde uns zu weit führen. Also wieder zu unserm Werke.

Der Formalitäten, die man in den Briefen beobachten muß, giebts in solcher Menge, daß sie selbst Gelehrte in Verlegenheit setzen. Wenn man an eine Person von vieler Bedeutung schreibt, muß man sich eines weissen Pappiers bedienen, und es in zehn oder zwölf Falten brechen, auf die Art, wie unsre Fächer gefaltet sind. Es giebt Kaufleute, die solche Briefe ganz fertig verkaufen, mit kleinen Säckgen und kleinen Striefen rothes Pappiers, die zum Umschlage des Briefes dienen sollen. Auf der zweyten Falte fängt man den Brief an, und auf die letzte setzt man seinen Namen. Was den Styl anlangt, so kommen da neue Formalitäten. Er muß von dem Ton im Umgange unterschieden seyn. Bey den Buchstaben muß neue Vorsicht gebrauchet werden. Je höher die Würde dessen, an den man schreibt, je feiner müs-

sen die Züge seyn. Noch muß man zwischen den Linien vorgeschriebne Zwischenräume lassen, und sich nach dem Rang und Vermögen derer, an die man schreibt, ehrerbietiger Ausdrücke bedienen, und es wäre beleigende Grobheit, wenn man gegen alle diese Regeln verstiesse.

Wenn die Person, die schreibt, sich in Trauer befindet, bedeckt sie ihren Namen mit einen kleinen weisen Papiere. Nachdem der Brief geschrieben, steckt man ihn in einen kleinen Papiersack, worauf man eine Streife rothes Papier von der Länge des Briefes, und zwey Finger breit, anleimt. Auf diesen Streif schreibt man Nuy-han, das heißt, der Brief ist drinne. Man steckt diesen Sack in einen andern von etwas stärkern Papier, und befestigt daran auch eine Streife von rothen Papiere. Auf letztere schreibt man den Namen und den Stand dessen, an den der Brief gerichtet ist. Auf die Seite setzt man den Namen des Orts und der Provinz, wo er sich aufhält. Diesen Sack macht man oben und unten zu, und besiegelt ihn an beyden Orten. Man zeigt den Tag und das Jahr an, worin der Brief geschrieben worden. Man schreibt das Datum herunterwärts, das von einer Oefnung des Sacks zur andern hinreicht.

Wenn

Wenn es eilende Depeschen sind, die die Mandarine dem Kayser senden, so wird eine Feder an das Pack geheftet, zum Zeichen, daß die Antwort so schleunig ist, das man das Benöthigte sendet, damit sie sogleich auf der Stelle gemacht werden kann. Alsdann muß der Kurier Tag und Nacht reiten.

Die Chineser geben einander Merkmahle der Freundschaft, wenn sie sich zu Festen einladen. Alsdann legt ihnen der Schein von Freundschaft und Höflichkeit Spannketten an, die nur Chinesern erträglich seyn können. Lauter Zwang bey diesen Festins, von Anfang an bis zu Ende leidiges Ceremoniel.

Die Beschreibung einer dieser feyerlichen Mahle, dem Pater Bouret zu Canton beygewohnt, wird unsern Lesern gewiß kurzweilig vorkommen. Dieser Mißionar wurde in Begleitung zweyer andrer Jesuiten von dem Kayser nach Europa gesandt. Ein grosser Mandarin vom Hofe hatte Befehl, sie bis an die Grenzen des Reichs zu begleiten. Als Abgesandter wurden ihm bey dem Festin, das der Vicekönig von Kanton gab, alle Ehrenbezeugungen zu Theile. Er hat es selbst beschrieben, und wir wollen ihm diese Beschreibung wörtlich ablehnen.

Als alle Gäste angekommen waren, begab man sich in den Saal, worinn zwey Reihen Tische standen, deren Anzahl sich auf sechzehn belief. Diejenigen, die für die vornehmsten bestimmt waren, standen ein wenig mehr vorgerückt.

Nur erst nach vielen Verbeugungen, vielen Umständen, vielen Complimenten kam jederman zum Sitzen. Die ganze obere Reihe von Tischen war vorwärts mit einer Spanischen Wand von veilchenblauen Atlas geziert, der durch einen goldgestickten Drachen erhöhet ward; die Armstühle, deren Aerme und Rücklehne einen krummlaufenden Halbzirkel bildeten, waren auf gleiche Art überzogen. Auf ähnliche Art war auch die untere Reihe der Tische ausgeschmückt, indeß war die Stickerey verschieden. Jeder Tisch war doppelt, das will sagen, vor dem ersten stand ein andrer mit Schaugerichten bedeckt; sie bestanden aus sechzehn Pyramiden von Fleisch, von verschiednen Gerichten, und s. w. Jede Pyramide war anderthalb Fuß hoch; alle waren gemahlt und mit Blumen geschmückt. Ich habe gesagt, Schaugerichte, weil diese Tische blos hingestellt waren, um angesehn zu werden, und das Auge der Gäste zu schmeicheln. Sobald selbige sitzen, nimmt man sie weg. Nach Endigung der Mahlzeit theilt man

alles Fleisch unter die Bedienten der Gäste aus.

Auf dem Rande des andern Tisches war ein Fußgestelle, worauf eine kleine kupferne Räucherpfanne, eine Schachtel mit Räucherwerk, eine Flasche wohlriechenden Wassers und alle die Werkzeuge befindlich waren, wodurch man das Räucherwerk auf die Pfanne legen, und die darinn befindliche Asche umstockern kan.

Auf den beyden Vorderecken waren zwey kleine befirniste Planken aufgerichtet, die auf der einen Seite mit einem Sinnbild, und auf der andern mit einigen Poesien ausgeschmückt waren.

Die beyden andern Ecken des Tisches waren mit zwey Porzellanschüsselgen besetzt, worinn sich kleine Kräuter mit Salz und Weineßig zur Reizung des Appetits eingemacht, befanden. In der Mitte sahe man eine kleine silberne Schaale auf einem Präsentirteller, ein Paar Quait-see, die aus zwey kleinen elfenbeinernen mit Gold oder Silber verzierten Stöckgen bestehn, deren man sich zu China statt der Gabeln bedient; gemeiniglich liegen sie in paraleler Linie mit den Stühlen.

Selten giebt man dergleichen Gastereyen ohne Komödien. Mit Anfange des Mahls

Mahls treten die Komödianten in den Speisesaal. Alle verbeugen sich tief, und berühren viermal mit ihrer Stirn die Erde. Das Haupt der Truppe nähert sich, überreicht dem Vornehmsten ein Buch, worinn alle Komödien enthalten sind, die seine Truppe spielen kann, und bittet, diejenige anzumerken, die er will gespielt wissen. In diesem Buche stehn funfzig bis sechzig Komöden, die seine Truppe auswendig weiß. Der Komödiant wandte sich an den Pater Bouvet. Er sagt, da er in dergleichen Ceremonien ein Neuling, sey ihm bange gewesen, ein Stück zu wählen, worinn sich Anstößigkeiten für keusche Ohren befinden möchten; er habe dem großen Mandarin, der ihn begleitet, zu verstehn gegeben, daß Komödien für Leute von ihrer Profeßion kein schicklicher Zeitvertreib wäre. Dieß war denn Ursach, daß die Gesellschaft sich dieser Belustigung beraubte. Man begnügt sich an der Symphonie viel artiger Instrumente, die regelmäßig und intervallenweise spielend, das Auftragen jedes Ganges angaben.

Während des ganzen Mahls waren die Worte und Bewegungen der Gäste sowol, als derer, die sie bedienten, so abgezirkelt, daß ohne die Gravität und den Ernst derer, die dabey figurirt, ein Europäer, der sie zum erstemal sahe, es eher für eine

eine Komödie, als für ein Gastgebot halten sollen, und den bey mir befindlichen Europäern wards sauer genug, ihr Lachen zu verhalten.

Diese Mahlzeit war in viele Scenen oder Gänge abgetheilt, die sich durch eine Symphonie insgesamt unterschieden. Das Vorspiel des Mahls wurde mit zwey kleinen, mit Wein angefüllten Schalen begonnen, deren jede ungefähr einen guten Löffel in sich hielt. Die beyden Ceremonienmeister luden uns im Namen des Ssong-ton ein, daraus zu trinken. Sie lagen mitten im Saale auf den Knieen, und sagten auf eine sehr gravitätische Art und mit sehr lauter Stimme: Der gnädige Herr ladet euch zum Trinken ein. Nachdem jeder die Hälfte seiner Schaale ausgetrunken, schryen sie zum zweyten male: **Belieben Sie rein auszuleeren, bis auf dem letzten Tropfen.**

Diese Ceremonie wird während des ganzen Gastmahls beobachtet, und nicht allein jedesmal wiederholt, wenn man trinkt, sondern auch, wenn man einige Schüsseln aufträgt, oder neue Speisen anrührt.

So bald man eine Schüssel auf den Tisch gesetzt hat, knieen die beyden Ceremonien-

monienmeister nieder, bitten die kleinen Stöckchen zu nehmen, und die Gerichte, die man eben aufgetragen, zu kosten. Der Herr vom Hause ladet die Gäste durch ein Zeichen zum Essen ein, und sie gehorchen ihm insgesamt.

Die Hauptspeisen bestehn aus Ragus von gehackten Fleisch und Hülsenfrüchten; zu gleicher Zeit trägt man in grossen Porzellangeschirren die Suppe auf.

Jede Tafel wird mit zwanzig von dieser Art Schüsseln besetzt, die einerley Gestalt und einerley Grösse haben. Diejenigen, die sie auftragen, nehmen sie am Ende des Saals den Küchenbedienten ab, deren so viel herein kommen, als Gäste da sind, aber einer nach dem andern; sie überreichen diese Schüsseln auf einer hölzernen, die mit Firniß überzogen ist.

Ehe sie aufgesetzt werden, ordnen die Bedienten, die sie abnehmen, die Schüsseln, von denen gegessen worden, je viere zu viere, so daß am Ende des Mahls alle diese Schüsseln ein regelmäßiges Viereck formiren.

Mit Ende jedes Akts von diesem komischen Gastmahl, das heist, bey jeder vierten Schüssel, die auf dem Tische erschien, trug man eine besondre Suppe auf, und

und eine Pastete, die den Pasteten à la Mazarine gleich war, aber ganz anders schmeckte. Man kostet von allen mit den nemlichen Ceremonien, die man eben gelesen. Wie beschwerlich dieß seyn muß, kann man leicht urtheilen. Endlich schliest sich das Festin mit einer Schaale Thee, und großen wechselseitigen Ceremonien. Nach einer viertelstündigen Unterredung begiebt sich jeder fort.

Den folgenden Morgen schickte Pater Bouret, der Gewohnheit gemäß, dem Tsong-ton ein Tsetsse; ein Danksagungsbillet für die ihm am gestrigen Abend erwiesne Ehre.

Wenn man zugiebt, daß Komödie darf gespielt werden, so reicht man das Komödienbuch allen Gästen, die es dem Angesehnsten unter ihnen zuschicken. Alsdann zeichnet dieser das Stück an, das er der Gesellschaft am behäglichsten glaubt. Ist etwas Anstößiges darinn, so muß es der Komödiant anzeigen; das wäre zum Beyspiel, wenn eine von den Personen des Stücks mit einem von den Gästen einerley Namen führte. Wenn alles angeordnet, zeigt der Komödiant den Namen des Stücks allen Gästen an, und jeder giebt durch ein Kopfnicken seinen Beyfall.

Die Vorstellung beginnt mit einer Symphonie von denen bey der Nation bekannten Instrumenten. Es sind eherne oder stählerne Becken, die einen gellenden, durchdringenden Schall von sich geben; Trommeln von Büffelsfellen, Flöten, Pfeifen und Trompeten, deren Harmonie nur Chineserohren bezaubern kann.

Zu den Komödien, die bey diesen Festins aufgeführt werden, gehören keine Zubereitungen, keine Dekorationen. Ein auf den Boden des Saals ausgebreiteter Teppich dient statt Theaters, und die Schauspieler kommen aus einem benachbarten Zimmer hervor.

Die Scheinmorde, das Geweine, Geseufze, Geächze, manchmal sogar Geheule dieser Komödianten, bringen jemanden, der die Sprache nicht kennt, auf den Gedanken, daß diese Stücke voller tragischer Vorfälle seyn müssen.

Wenn das Festin von einer Komödie begleitet wird, wissen diejenigen, die auftragen, die Zeit dermaßen zu benutzen, daß die vier und zwanzig Schüsseln gerade zu der Zeit aufgesetzt sind, da das Stück unterbrochen wird. Alsdann steht man vom Tische auf, und der Herr vom Hause führt die Gäste in einen Garten, oder in einen

Saal, um sich mit ihnen zu unterhalten, und um Zeit zur Auftragung des Nachtisches zu gewinnen.

In der Zeit speissen die Komödianten. Einige Bedienten bringen in den Saal, worinn man sich befindet, Becken mit lauem Wasser, um sich die Hände zu waschen; andre tragen ab, und bereiten den Nachtisch, der auch aus zwanzig oder vier und zwanzig Schüsseln besteht. Er besteht aus Zucker, Früchten, Eingemachten, Schinken, eingesalznen und in der Sonne getrockneten Enten, die sehr wohlschmeckend sind; kurz aus sehr delikaten kleinen Zwischengerichten.

Wenn alles zubereitet ist, nähert sich ein Bedienter seinem Herrn, und meldets ihm ganz leise. Der Herr nimmt die Zeit wahr, wo die Unterredung stehn bleibt, erhebt sich, und nöthiget seine Gäste in den Banketsaal wieder zurückzukehren. Man macht noch einige Ceremonien wegen der Pläze, und jeder nimmt endlich den ein, den er vorher gehabt. Statt den kleinen Schaalen sezt man grössere hin, und hauptsächlich bey diesem Gange ladet der Herr vom Hause seine Gäste ein, reichlich zu trinken. Die Komödie wird fortgesezt, oder man läst sich auch das Buch mit den Possenspielen bringen: jeder sucht sich eine

aus, die ihm ansteht, und es wird eine nach der andern gespielt.

Wenn das Gastmal von Komödien begleitet wird, ists Sitte, daß alle Gäste den Bedienten ihres Wirths etwas Geld geben: Mit Anfange des Nachtisches läst ein jeder von den Gästen durch einen seiner Leute auf einer Schüssel verschiedne Säcke von rothen Papier bringen, worin sich etwas Geld befindet. Man theilt es unter den Koch, den Haushofmeister, die Komödianten und diejenigen aus, die bey Tische aufgetragen haben. Jeder Bediente trägt die Schüssel, worauf diese Päktchen liegen, seinem Herrn hin, der nach vielen Schwürigkeiten, und nach vielen seinen Widerwillen verkündigenden Zeichen, endlich darein willigt, diese Verehrung für seine Leute anzunehmen, und einem von ihnen ein Zeichen giebt, dieß Geld zu nehmen, und es auszutheilen. Hr. Abbee de Marsi hat sich geirrt, wenn er gesagt, man trüge dieß Geld dem Herrn vom Hause hin, um ihn für die aufs Mahl verwandte Kosten schadlos zu halten. Ein so unziemlicher Gebrauch würde sich für so höfliche Leute, als die Chineser sind, gar nicht schicken.

Diese Gastereyen werden gemeiniglich des Nachts gegeben; sie fangen mit Ende

des Tages an, und dauern bis um Mitternacht. Die Gäste gehn mit denen bey den Besuchen üblichen Ceremonien auseinander. Ihre Bedienten tragen vor ihren Sesseln grosse Laternen von ölgetränkten Papier her, auf welchem der Name ihres Herrn, manchmal auch sein Stand und Würden, mit grossen Lettern seine Bedienungen stehn.

Wir glauben hier einige Bemerkungen über ihre Gerichte anbringen zu können. Ihre Potage ist immer sehr gut; Sie ist mit Schweineschmalz, das in China weit besser ist als anderwärts, wo es auch seye, oder mit Kulis von verschiedentlichen Fleischwerk, gemacht, als von Hüner- Enten-Fleisch u. s. w. wobey immer Schweinefleisch nicht vergessen wird. Sie lassen dieß Fleisch sogar in verschiednen Säften kochen, und schneiden es in Stücken.

Zu jeder Jahreszeit haben sie viele Arten Kräuter und Hülsenfrüchte, die in Europa unbekannt sind. Sie ziehn aus den Saamenkörnern dieser Pflanzen ein Oel, das man in den Soßen gebraucht.

Die Französischen Köche, die über alles was nur den Appetit reizen kann, am meisten nachgegrübelt haben, würden mit

Erstaunen sehn, wie hoch es die Chineser in Zubereitung der Ragus gebracht, und wie ökonomisch sie das einzurichten wissen. Mann wird sich kaum überreden können, daß sie mit blossen Bohnen, die in ihrem Lande wachsen, und mit Mehl, das sie aus Reiß und Korn ziehen, eine unendliche Menge Gerichte machen, die so wol dem Ansehn als dem Geschmack nach ganz von einander verschieden sind. Gewürze und starke Kräuter dienen ihnen dazu, ihre Ragus bis ins Unendliche zu vermannichfaltigen.

Das Schweinefleisch ziehn die Chineser allem übrigen vor.

Jedermann in diesem Lande füttert, mästet diese Thiere, und pflegt sie alle Jahre zu essen. Auch giebts zuverläßig nirgends bessre Schweine als in China; und zuverläßig nichts delikaters, als die Schinken in diesem Lande. Das Fleisch von den alten Stutten wird hierselbst auch sehr hochgeschätzt; allein die geachtesten Gerichte auf den Tafeln der Grossen sind Hirschsehnen, und Vogelnester. Man legt diese Sehnen den ganzen Sommer durch in die Sonne; schüttet hernach zerstampften Pfeffer, und Muskatnuß darüber, und schliest sie weg. Wenn man sie zubereiten will, um aufgetragen zu werden, läßt man

man sie in Reiswasser weichen, kocht sie in Rehbocks-Saft, würzt sie hernach mit verschiednen Gewürzen.

Die Vogelnester kommen aus den benachbarten Ländern, als aus Kochinchine Tunquin, Java. Diese Nester sind auf die Art, wie die Schwalbennester an den Fenstern, auf den Felsen längs der Küste, erbaut. Diese Nester geben ein sehr delikates Gericht ab, und sind sehr theuer. Aus was für Materie sie bestehn, weiß man nicht genau. Man glaubt, sie sind aus Meersschaum und kleinen Fischen zusammen getragen, die ein der Schwalbe am Gefieder ziemlich ähnlicher Vogel aus dem Meer holt, und zu seinem Neste braucht. Diese Nester haben eine grüne, etwas durchsichtige Farbe. Ihre Größe und Gestalt ist beynahe wie eine halbe Zitronenschaale. Man thut sie in die Ragus, die dadurch an Güte ungemein gewinnen.

Die Bärenpfoten, und die Pfoten verschiedner andrer Thiere, die man aus Siam, Cambija, und der Tatarey bringt, sind gleichfalls sehr delikate Gerichte, und werden bloß für die Tafeln vornehmer Herren aufgehoben.

Man versichert, daß die Chineser Pferde- und Hunde-Fleisch lieben, und sich

 nicht

nicht daran kehren, ob diese Thiere vor Alter oder Krankheit gestorben sind. Sie essen auch Katzen, Ratten und dergleichen Thiere. Man verkauft selbige sogar öffentlich auf den Märkten. Es ist für die Europäer ein belustigendes Schauspiel, wenn sie sehen, wie alle Hunde einer Stadt auf das Geschrey derer, die getödtet werden, oder durch den Geruch der bereits gestorbenen, sich versammeln, und auf die Fleischer losspringen, und wie diese mit Stöcken und Peitschen bewafnet herauskommen, und sich vor ihrem Angriff vertheidigen.

Die Mißionaren sagen, die gewöhnlichste und wohlfeilste Speise seye eine Art Brod fünf oder sechs Zoll dick, aus Bohnenmehl zubereitet. Man ißt es roh, in Wasser gekocht, gebacken, gedörrt, und auf alle die Art zubereitet, wie man Hülsenfrüchte zubereitet. Man nennt es Teufeu; jedermann, selbst der Kayser, hats auf seiner Tafel, und siehts für ein sehr delikates Gericht an. Gleichwol kostet das Pfund nicht mehr wie zwey Liard. Eben diese Schriftsteller behaupten, der Gebrauch dieses Gerichts liesse die Fremden nicht den Einfluß des Klimas gewahr werden, und eben deshalb würde es von den Reisenden so stark konsumirt.

Ob gleich der Thee bey den Chinesern das gewöhnlichste Getränk ist, so trinken sie dem ungeacht Wein und das Volk konsumirt dessen in Menge. Sie verfertigen diesen Wein von einer Art Reiß, die von demjenigen, den sie zum Essen brauchen, ganz verschieden ist. Man läßt diesen Reiß mit einigen Ingredienzien dreyßig bis vierzig Tage lang einweichen, sodann dieß alles kochen, und wenn er ganz klar geworden, fängt er alsbald an zu gähren, und sich mit einem vaporösen Schaum zu bedecken, der dem Schaum von jungen Weinen ziemlich ähnlich ist. Unter diesem Schaume findet man einen sehr klaren Wein. Man hellt ihn ab, und schüttet ihn in gefirniste irrdne Geschirre, um ihn aufzubewahren. Von den zurückbleibenden Hefen macht man einen Brantewein, der so stark ist, als unser, den wir von unserm Wein brennen, er ist sogar noch entzündbarer. Die Güte des Chinesischen Weins hängt von der Güte des Wassers ab, woraus er gebraut wird. In manchen Provinzen ist er vortreflich, und wird im ganzen Reiche gesucht.

Die Chineser haben noch eine andre Art Brantewein, den sie, wie man sagt, aus Hammelfleisch destilliren; doch bedienen sich dessen nur die Tatarn; er schmeckt widrig, und steigt sehr zu Kopfe.

Zusätze zur Türkischen Geschichte.

Die Effendis bey den Türken sind ihre Gelehrten: sie sind gleich geschickt, geistlichen Würden und Gerichtsbedienungen vorzustehn; beyde Stände müssen eins und eben dasselbe wissen. In der türkischen Sprache bezeichnet ein und eben dasselbe Wort den Rechtsgelehrten und den Priester. Diese beyden sind die einzigen Personen von Bedeutung in diesem Reiche. Sie verwalten *alle* beträchtlichen Aemter, und besitzen alle die ihrer Religion anheim fallenden Güter. Obgleich der Kayser gebohrner Erbe seines ganzen Reiches ist, so darf er doch nie die Einkünfte noch das Geld eines Effendis an sich nehmen; seine ganze Nachlassenschaft erben seine Kinder: er verliert aber dies Privilegium, wenn er eine Hofbedienung oder einen Bachatittel annimmt. Man findet nur sehr wenige, die unbehutsam genug sind, Würden anzunehmen, durch welche sie das ihrem Stande anklebende Privilegium verlieren. Man kan leicht urtheilen, wie weit sich die Macht dieser Leute erstreckt, die alle Wissenschaften, und beynahe aller Güter sich bemächtigt haben. Sie sind die wahren Urheber der Meu-

Meutereyen, und die Soldaten bloß ihre Werkzeuge. Der Kaiser muß sie der Folgen wegen schonen; ihre Macht ist sehr bekannt. Eben sie waren es, die 1703. Sultan Mustapha den Zweyten absetzten.

Die Effendis sind zu gut unterrichtet, um die Alfanzereyen des Mahometthums zu glauben, welche sie aus Antrieb des Interesse dem Volke vorpredigen. Einige unter selbigen bekennen ihren Unglauben ganz frey, und glauben sich dadurch den Titel Philosophen zu erwerben. Sie trinken Wein, wie die andern Nationen, ohne alle Umstände; sagen, was Gott gemacht hat, habe er zum Behuf des Menschen gemacht; indeß sey das den Wein verbietende Gesetz sehr weise, doch wäre es nur des Volks wegen eingeführt, denn für dies sey der Wein ein Quell von Unordnungen. Der Prophet, fahren sie fort, sey nicht gesonnen gewesen, denjenigen hierinn Zaum und Gebiß anzulegen, die sich des Weins mit Mäßigkeit zu bedienen wissen. Um aber allen Anstoß, alle Aergerniß zu vermeiden, trinken sie nie öffentlich.

Ob gleich der Kaiser unumschränkter Herr in seinen Staaten scheint, so ist er dennoch so sehr Sklav, als der geringste seiner

seiner Unterthanen; das Regiment liegt völlig in den Händen der Truppen; wenn ein Janitschar den Kaiser nur scheel ansieht, so bebt er schon zusammen. Dem ohngeachtet giebts in der Türkey mehr Subordination als anderwärts. Mit einem Staatsminister spricht man nicht anders als kniend. Liese man bloß ein Wort gegen selbigen in einem Koffeehause fallen, so weiß ers sogleich, weil es allenthalben Spione giebt, das Koffeehaus würde auf der Stelle dem Erdboden gleich gemacht, und alle, die zugegen gewesen, auf die Tortur gebracht. Dort hört man kein Jubelgeschrey des Volks; dort sieht man keine Schmähschriften; hört nicht über Staatsangelegenheiten urtheilen; rächet sich nicht durch Schmähworte an einem Minister. Hat er das Unglück dem Volke zu mißfallen, so reißt es ihn aus den Armen seines Herrn, hackt ihm Hände, Füsse und Kopf ab, und wirft den zerstümmelten Leichnam vor die Thüre des Pallastes. Unter der Zeit schließt sich der Sultan, vor dem man die gröste Unterwürfigkeit zu haben schien, in sein Gemach ein, worinn er vor Furcht bebt, ohne daß ers wagt, seinen Günstling zu beschirmen, noch zu rächen. In der Lage befindet sich der unumschränkteste Monarch des Erdbodens, der kein ander Gesetz kennt, als seinen Willen. Das ist die Wirkung

des

des uneingeschränkten Despotismus. Wo keine festgestellten Gesetze, da ist für niemanden Sicherheit. Man weiß nicht, wer in diesem Lande der Unglückliche ist, das Volk, der Minister oder der Fürst.

Mylady Montague sagt, sie habe einsmals den Gros-Sultan, — es war Achmet der Dritte — in die Moschee sich begeben sehen. Voran, erzählt sie, ging eine ungeheure Menge Janitscharen, die grose weisse Federbüsche trugen, Spahis und Bostangis, die ein beträchtliches Chor ausmachten. Ihre Kleider waren von verschiednen sehr schönen und lebhaften Farben, so daß sie von weiten einem Tulpenbeete glichen. Der Janitscharenaga folgte. Er hatte einen purpursammetnen mit Silberstoff gefütterten Rock an. Zwey reichgekleidete Sklaven führten sein Pferd. Nach ihm kam der Kislaraga (der erste Damenhüter im Serail). Sein Kleid bestund aus dunkelgelben Atlas mit Marter gefüttert. Endlich erschien der Grossultan selbst. Er trug ein grünes Kleid mit einem Balge von einem Rußischen schwarzen Fuchse gefüttert, der wenigstens tausend Pfund Sterling gekostet hatte. Er saß auf einem stattlichen Gaule, dessen Sattel und Zeug mit Edelgesteinen eingefaßt war. Hinter ihm wurden sechs an-

dre Pferde geführt, die gleichfalls sehr prächtiges Geschirr hatten.

Einer der ersten Hofbedienten trug seine goldne Koffeekanne, ein andrer die silberne, ein Dritter hatte auf seinem Kopf ein silbernes Sesselchen, falls der Kayser absteigen und sich setzen wollte. Die Verschiedenheit der Kleider zeiget die Verschiedenheit des Ranges an.

Der Sultan, fährt sie fort, mochte ein Vierziger seyn. Kein übelgebildeter Mann; sein Aug war groß, schwarz und hervorliegend, seine Mine Ernst. Er hielt unter dem Fenster, in welchem diese Abgesandtin mit der Französischen Botschafterin, Madam de Bonac, lag. Sie glaubten man hab es dem Sultan gesagt, daß die beyden fremden Damen sich hierein verfügt, um ihn zu sehn. Er faßte sie sehr scharf ins Auge, und ließ ihnen hinlänglich Zeit, ihn genau zu betrachten. Sie gestanden beyderseits ein, es sey ein schöner Mann.

Ein andersmal, sagte sie, durchrollt ich in einer ofnen Kalesche mit Madam de Bonac die Gassen von Konstantinopel. Sie hatten beyderseits ihr Gefolge bey sich, und voran Janitscharen, die zu ihrer Bedeckung dienten. Vielleicht, sagt sie, haben

ben die Konstantinopler nie zwey junge christliche Abgesandtinnen beysammen gesehn, und werden es auch nie wieder. Allenthalben, wo sie hinkamen, versammelte sich eine ungeheure Menge Leute, doch wagte es niemand, ein Wort hervorzubringen. Hätte man, wie zu Paris oder London zu geschehn pflegt, ein Geschrey begonnen, so würden die den Damen zu Wächtern dienenden Janitscharen auf alles, was ihnen in den Wurf gekommen, losgesäbelt haben, ohne die Folgen zu befürchten, weil sie über die Gesetze sind.

Indessen haben die Janitscharen viele gute Eigenschaften; äussern vielen Diensteifer und Treue für diejenigen, die sie bewachen, und rechnen sichs zur Pflicht an, für sie bey allen Gelegenheiten zu kämpfen. Mylady Montague sagt, sie hätte hiervon in einem bey Philippopolis belegnen Dorfe ein sehr auffallendes Beyspiel gesehn, wohin die Janitscharen sich voran begaben. Sie verlangte Tauben zu essen. Ein Janitschar ging sogleich zum Kadi, der ersten Gerichtsperson des Orts, und befahl ihm, der Mylady einige Dutzende zu senden. Der Kadi antwortete ihm, er hätte darnach geschickt, es fänden sich aber keine. Der Janitschar sperrte ihn in seine Stube ein, indem er zu ihm sagte, daß die Kühnheit, womit er sich den Willen der Eng-

lischen Abgesandtin widersetzte, den Tod verdiente; allein aus Ehrerbietung gegen die Dame wolle er ihn nur erst auf ihrem Befehl bestrafen. Sonach gieng er zu ihr, erbat sich ihre Befehle, und sagte, wenn sie es verlangte, wolle er ihr des Kadis Kopf bringen. Hieraus kan man beurtheilen, wie groß die Macht der Janitscharen ist; sie haben sich insgesamt verschworen und müssen die Beleidigungen, die einigen aus ihrem Mittel wiederfahren sind, rächen, in welchem Theile des Reichs sie sich auch befinden. Diese Verbindung macht sie so mächtig, daß die grösten Herren nicht anders, als im freundschaftlichen Tone mit ihnen zu reden wagen. Wer begütert ist, läst sich unter die Janitscharen anwerben, um sein Vermögen in Sicherheit zu setzen.

Die Türken sind durchgängig faul, treiben gar keine Leibesübungen. Den Tag über schlafen sie, oder begeben sich an die Ufer der Flüsse, lassen daselbst durch ihre Sklaven Teppiche ausbreiten, rauchen und unterhalten sich. Bisweilen findet man daselbst Truppe von dreyßigen, vierzigen, ja sogar funfzigen. Gleichwohl giebts unter ihnen einige, die etwas Litteratur haben, ja sogar Lieder dichten. Hier ist die Uebersetzung eines Liedes, daß Ibrahim Bassa, Günstling des Kaysers,

der

der jungen Prinzeßin, seiner Gemahlin und Tochter des Kaysers, zu Ehren verfertigt hat.

Erste Stanze.

V. 1. Die Nachtigall durchwandert nun die Weinstöcke,
Ihre Neigung treibt sie zu den Rosen.
V. 2. Ich stieg herab zu sehen, wie schön der Weinstock blühte;
Die Anmuth deiner Reitze hat meine Seel' entzückt.
V. 3. Zwar schwarz und lieblich ist dein Auge;
Doch wild, verschmähend auch, wie eines Hirschen Auge.

Zweyte Stanze.

V. 1. Den langewünschten Besitz verzieht ein Tag nach dem andern.
Achmet, der grausame Sultan, will mir nicht vergönnen,
Jene Wangen zu sehn, die röthlicher blühen als Rosen.
V. 2. Ich darf nicht einen deiner Küsse haschen;
Die Anmuth deiner Reitze hat meine Seel' entzückt.
V. 3. Zwar schwarz und lieblich ist dein Auge;
Doch wild, verschmähend auch, wie eines Hirschen Auge.

Dritte Stanze.

V. 1. Der unglückliche Ibrahim seufzt in diesen Versen,
Ein Pfeil aus deinem Auge hat mir das Herz durchbohrt.

V. 2. Ach! wenn wird die Stunde des Besitzes kommen?
Muß ich noch lange warten?
Die Anmuth deiner Reitze hat meine Seel' entzückt.
V. 3. Sultane, ach Hirschäugigte! — Ein Engel unter Engeln!
Ich verlange — und unvergnügt bleibt mein Verlangen.
Kann es dich denn erfreun, mein Herz mir abzunagen?

Vierte Stanze.

V. 1. Mein Schreyn durchdringt die Himmel!
Mein Auge kennet keinen Schlaf!
Sultane wende dich — daß ich mich an dein Antlitz hefte:
V. 2. Nun lebe wol — ich geh hinab zum Grabe
Ein Ruf von dir — ich bin schon wieder da,
Mein Herz ist — heiß wie Schwefel; — seufze, und es flammt.
V. 3. Krone meines Lebens! meiner Augen Licht!
Meine Sultane! meine Königin!
Ich stoß' mein Haupt wider die Erde, ich ersticke in sengenden Thränen -- ich rase!
Hast du denn kein Mitleid? willst du dich nicht nach mir umsehn?

Blosser Galimatias! wird der Leser ganz gewiß sagen *); doch um darüber urtheilen

*) So möchte wol bloß der Hr. Abee und ein Rudel Französischer und Deutscher mit der Gallico-

urtheilen zu können, müste er die Türkische Sprache verstehn. Ueberdem ist es ausgemacht, daß das Schönheit in einer Sprache ist, was in der andern Plattheit ausmacht. Um sich hiervon zu überführen, muß man Homers Uebersetzungen lesen. Die Wiederholungen, die sich am Ende der zwey ersten Stanzen befinden, machen eine Art Chorus. Der Gesang ändert sich ohne Zweifel bey der dritten Stanze, der Refrain ist nicht mehr der nemliche. Gegen das Ende äussert der Dichter mehr Brunst, als in allen vorigen Zeilen, weils natürlich ist, daß man in Selbstgesprächen immer wärmer wird, je weiter man darin kömmt, zumal wenns einen nah am Herzen liegenden Gegenstand betrift.

Galliconianie behafteter Beauxesprits rufen. Jeder aber, dessen Geschmack durch die Alten gebildet ist, der für den lebendigen Ausdruk der Wahrheit Gefühl hat, mit der Bildersprache der Morgenländer nicht unbekannt ist, vertraut ist mit all den Schönheiten, des Hohen Liedes, (die noch Herder neulich in ein so helles Licht gesetzt hat,) das mit dem obstehenden, nach der sehr richtigen Bemerkung der Lady, viel Aehnliches hat, wird diesem Türkischen Minnesang dessen Uebersetzung ich aus den Briefen der Lady, die 1764. bey Weydemann deutsch herausgekommen sind, wegen ihrer Güte entlehnt habe, seinen Beyfall nicht versagen.

Der Uebersetzer.

Der Anfang von Ibrahims Liede, der uns die Liebe der Nachtigall zu den Rosen malt, ist aus einer im Morgenlande sehr bekannten Fabel genommen. Man würde es nicht lächerlich finden, wenn man ein Lied mit diesen Worten begönne:

Jetzt ertönet der Sang Philomelens.

Die Pest, sagt Mylady Montague, ist in der Türkey nicht so schreklich, als man sie sich vorstellt; eine bloße Art Fieber, wie sie glaubt. Wir sind, sagt sie in einem ihrer Briefe, zwey, drey Städte paßirt, die davon angesteckt waren, und in der *einen* sturben zwey oder drey Personen dicht neben dem Hause, in welchem wir übernachteten; man hatte aber soviel Achtsamkeit, mir dieß zu verbergen. Unser Unterkoch wurde von selbiger befallen, und man beredete mich, er habe bloß ein starkes Schnupfenfieber. Wir ließen ihn in den Händen des Arztes, um ihn wieder herzustellen, und wenig Tage darauf holten uns der Arzt und der gewesne Kranke wieder ein. Nunmehr gestand man mir, er habe an der Pest gelegen. Die Luft wird nie durch selbige angesteckt, und viele kommen von dieser Seuche wieder auf. Ich bin überzeugt, setzt sie hinzu, daß man sie aus diesem Lande, eben so leicht, als aus Italien und Frankreich, mit Wurzel und

Stiel

Stiel würde ausrotten können, sie ist aber so wenig gefährlich, daß man darauf gar nicht achtet. *) Unter unsern Himmelsstrichen wüten viele Krankheiten, die man in der Türkey gar nicht kennt.

Hernach beschreibt diese Abgesandtin die Art, wie sich die Türken vor den Verheerungen der Blattern beschirmen. Lediglich durch Einimpfung, sagte sie. Es giebt alte Weiber in Menge, die kein anders Geschäfte haben, als Blattereinimpfen. Die schicklichste Zeit dazu ist Herbstsanfang, wenn die große Hitze vorüber ist. Die Häupter der Familien senden zu einander

*) Ist ja die Lady an einem Orte zu berichtigen, so ists an diesem. Die Zeugnisse wenigstens hierin glaubwürdiger Reisenden, und die öffentlichen Blätter, die fast stets Nachrichten von den entsetzl. Verwüstungen enthalten, welche die Pest in den dortigen Gegenden anrichtet, setzen außer allem Zweifel, daß es eine Krankheit von mehrerer Bedeutung ist, als Lady Montague uns gern möchte glauben machen. Selbst irre geführt, ist sie auf dem Punkte uns auch irre zu führen. Blos aus Schonung verheelte man ihr — so wie es bey der Krankheit ihre Kochs geschahe --- stell' ich mir vor, die fürchterlichen Wirkungen dieser Seuche, vielleicht auch mit aus Schlauheit, damit sie nicht eine neue Blösse in ihren Polizeyanstalten wahrnehmen möchte.

Der Uebersetzer.

ander, und lassen sich erkundigen, ob einer aus ihrem Hause Blattern haben will. Wenn sich die Zahl bis auf funfzehn, sechszehn beläuft, so läßt man eine von diesen alten Weibern kommen, die eine Nusschale voll der besten Blattermaterie mitbringt. Sie frägt, welche Ader man sich will öfnen lassen. Sie öfnet die, welche man ihr zeigt mit einer grossen Nadel, (es schmerzet nicht mehr als ein Nadelriz) und thut in selbige soviel Materie als auf einen Nadelknopf geht. Hernach verbindet sie die Wunde, indem sie ein Stückchen hole Schaale darauf legt. Die nemliche Operation macht sie mit vier oder fünf andern Adern. Die Griechen lassen sich eine Ader mitten auf der Stirn öfnen, an jedem Arm eine, und eine auf der Brust, um die Gestalt des Kreuzes abzubilden; doch diese Einimpfeart taugt nicht viel, weil die auf der Stirn gemachte Wunde eine Narbe nachläßt. Dieserhalb wird gemeiniglich die Operation an bedeckten Theilen, als an den Füssen oder Aermen vorgenommen.

Acht Tage befinden sich die eingeimpften Kinder wohl, gegen Ablauf dieser Zeit bekommen sie das Fieber, und hüten bloß zwey, höchstens drey Tage das Bette. Meistentheils haben sie zwanzig bis dreyßig Blattern im Gesicht, deren keine jemals eine Grube hinterläßt. Nach Verlauf

lauf der acht Tage befinden sie sich sowohl, als wenn sie nicht krank gewesen wären Die Wunden, die man ihnen gemacht, eytern während der Krankheit stark; wodurch sich unstreitig das Blattergift dahin zieht, und nicht weiter um sich greifen kann. Diese Operation nimmt man jährlich in der Türkey mit tausend Kindern vor. Die Abgesandtin sagt, man bediene sich hier der Blattern, wie anderwärts des Brunnens, bloß zum Zeitvertreib. An der Blattereinimpfung, schreibt sie, hat man hier nie jemanden sterben sehn, und ich bin von der Güte dieser Operation so überzeugt, daß ich entschlossen bin, sie mit meinem Kinde vornehmen zu lassen. Ich liebe mein Vaterland so sehr, daß ich diese Methode dort einzuführen bemühet seyn werde, und deshalb unfehlbar an unsre Aerzte schreiben will; ich glaube sie aber nicht Biedermänner genug, um ihren Privatnutzen der Wohlfahrt des menschl. Geschlechts aufzuopfern und einen so beträchtlichen Theil ihrer Einkünfte einzubüssen. Ich könnte mir überdieß ihre Rache, die höchstgefährlich ist, zuziehn, wenn ich mich unterfinge, ihnen einen so beträchtlichen Abbruch zu thun. Vielleicht werd ich bey meiner Rückkunft nach England Muth genug haben, ihnen Fehd anzukündigen. Bewundern sie meinen Eifer.

Die Türken haben vor den Störchen viele Ehrfurcht, weil sie überzeugt sind, daß diese Thiere alle Jahre nach Mecka wahlfahrten. Sie gehn ohn alle Scheu auf den Strassen herum, und bauen sich unterwärts an den Häusern ihre Nester. Der Türkische Pöbel hält die Eigner der Häuser, an welchen die Störche annisten, für glücklich, und sind überzeugt, daß sie das ganze Jahr hindurch weder Feuer noch Pest zu besorgen haben.

Da jedes Haus, nach dem Tode des Besitzers, dem Sultan zugehört, so verbaut niemand viel in sein Haus, aus Besorgniß, daß es der Familie nicht zu Nutzen kömmt. Ein jeder ist nur darauf bedacht, sich sein Haus bequem und auf seine Lebenszeit aufzuführen, ohne sich zu kümmern, ob das Gebäude ein Jahr nach seinem Tode einstürzt. Beynahe alle sind hölzern, wodurch sie dem Feuer sehr ausgesetzt sind.

Sie sind insgesamt, grosse sowol als kleine, in zwey Theile getheilt, die nur durch einen sehr schmalen Gang zusammen hängen. Vor dem ersten liegt ein grosser Vorhof, um welchen ringsherum bedeckte Gallerien gehn, was sehr anmuthig ist. Diese Gallerien führen zu allen Zimmern, die gemeiniglich ziemlich groß sind, und in denen

denen sich zwey Reihen Fenster mit gemahlten Glasscheiben befinden. Selten hat ein Haus mehr als zwey Geschoß, und jeder hat seine Gallerien. Die Treppen sind breit, und haben nicht mehr denn dreyssig Stufen. Dieß ist der Theil des Hauses, den der Herr des ganzen Gebäudes bewohnt.

Der Haram, das heist die Frauenzimmerwohnung; (denn der Name Serail gehört nur bloß für die Wohnung der Frauenzimmer des Großherrn) hat eine Gallerie nach der Seite des Gartens, in welchen die Fenster der Zimmer hinausgehn, deren eben so viel sind, als im andern Theile des Hauses; sie sind aber wegen der darinn befindlichen Mahlereyen und Ausmöblirungen weit lustiger. Die zweyte Reihe Fenster ist sehr niedrig, und hat Gitter vor, wie die Klosterfenster. Die Fußböden sind mit Persischen Tapeten bedeckt. In einer Ecke steht eine zwey Fuß hohe Bank, das ist das, was man Sopha nennt. Sie ist mit einem Teppich bedeckt, der weit reicher ist, als die Fußbodentapete. Ringsherum befindet sich eine Art von Ruhebette, einen halben Fuß hoch mit reichem Seidenstoff bedeckt, nach der Laune oder Prachtliebe des Herrn vom Hause. Ringsherum und längs der Mauer liegen zwey Reihen Polster, einige

groß und andre klein. Darinn legen die Türken ihren Pracht an den Tag. Diese Kissen sind gemeiniglich von Prokat, oder von golddurchwirkten weissen Atlas; kurz, man kann sich keinen schimmerndern und anmuthigern Anblick denken. Diese Sitze sind übrigens so bequem, daß die Europäer sie den Stühlen vorziehn. Die Decken und Fußböden der Zimmer sind flach; die Decke ist von Holz, und es befinden sich auf selbiger eingelegte oder gemahlte Blumen. In der Mauer sind viele Schränke, die weit bequemer sind, wie die unsrigen. Zwischen den Fenstern sind kleine Bögen, worinn man Rauchwerk und Körbe mit Blumen verwahrt. In allen Harams giebts marmorne Springbrunnen, die in der Tiefe des Zimmers stehn. Sie werfen durch viele Röhren Wasser aus, verursachen eine anmuthige Kühle und ein sanftes Murmeln, indem sie von einem Becken ins andre fallen. Einige davon sind ungemein schön. In jedem Hause giebts ein Bad, das aus zwey oder drey Stübchen besteht, die mit Bley bedeckt, und mit Marmor gepflastert sind; sie haben Becken, Röhren, kurz, alle zum warmen sowol als kaltem Bade erforderlichen Bequemlichkeiten. Ein Christ, der nicht einen sehr auszeichnenden Rang, oder wenn die Gelegenheit nicht ganz ausserordentlich ist, kann nicht in das Haus eines Türken

kommen. Der Zutritt zum Haram ist ihm platterdings versagt. Mithin können die Reisebeschreiber, die von der Türkey erzählen, von selbiger nur sehr schwankende Begriffe geben. Die Harams machen stets das Hintertheil der Gebäude aus, folglich kann man sie nicht von der Gasse her sehn, sie stossen auf die Gärten hinaus, die mit sehr hohen Mauern umringt sind. Blumenbeete findet man in diesen Gärten nicht, wie in den unsrigen; sie sind mit ziemlich hohen Bäumen bepflanzt, die einen anmuthigen Schatten, und einen reitzenden Anblick geben. Im Mittelpunkt des Gartens befindet sich ein Zimmer, Chiosk genannt, in dessen Mitte ein schöner Springbrunnen steht. Man steigt neun bis zehn Stufen zu diesem Zimmer hinauf. Seine Wände bestehn aus vergoldeten Gitterwerk, um welche man sich Weinreben, Schäsmin und Geisblatt winden sieht; dieß alles ist mit grossen Bäumen umringt. An diesem Orte sehn sich gemeiniglich Mann und Frau. Die Damen bringen daselbst beynahe den ganzen Tag zu, und vertreiben sich die Zeit theils mit Musiziren, theils mit Sticken. In den öffentlichen Gärten giebts dergleichen Säle, wo jedermann hereingehn kann; man trinkt daselbst Koffee, Sorbet u. s. w.

Die öffentlichen Gebäude sind ziemlich dauerhaft gebaut; alle Moscheen von Werkstücken. Die Gasthöfe sind prächtig. Das Hauptgebäude eines Gasthofs ist eine sehr grosse und vortreffliche Halle, die drey bis vier hundert Menschen fassen kann. Der Hof ist sehr geräumig und mit einem Kreuzgange umgeben, wodurch sie mit unsern Kollegien ziemliche Aehnlichkeit haben.

Als Mylady Montague sich zu Adrianopel aufhielt, sahe sie die Truppen des Sultans durch die vornehmsten Gassen dieser Stadt marschiren. Voran ritt ein Effendi auf einem Kameele, das gar prächtigen Sattel und Zeug hatte. Er las laut aus den Koran vor, der kostbar eingebunden war, und auf einem Küssen lag. Ein Trupp weißgekleideter Kinder umgaben den Effendi, und sangen Verse aus dem Koran. Hierauf folgte ein Mensch, der grüne Zweige trug, und den Bewegungen eines Säemanns nachahmte; dann Schnitter mit Kornähren bedeckt, mit Sicheln in den Händen, welche die Stellungen der Mäher annahmen. Hernach erschien eine kleine von Ochsen gezogne Maschine, worauf eine Windmühle, in welcher Kinder beschäftigt waren, Korn zu mahlen. Auf diese Maschine folgte eine andre von Büffeln gezogen, worauf man einen Backofen und zwey Kinder

sa-

sahe, deren eins Brod knätete, und das andre es aus dem Ofen zog. Von Zeit zu Zeit warfen sie Fladen unter das Volk aus.

Hierauf kam das Beckergewerk aufmarschirt, zwey Mann hoch, und sehr sauber gekleidet. Auf ihren Köpfen trugen sie Kuchen, Brodte von allerhand Grösse, und kleine Pasteten von allerley Art; nachher zwey Pickelheeringe, das Gesicht bemahlt, die das Volk durch ihre Geberden und Grimassen belustigten. In eben der Ordnung, wie die Beckerinnung, folgten die reichsten unter den Kaufmannsgilden, als Juwelire, Goldschmiede, Seidenhändler u. s. w. Sie waren insgesamt wohl beritten. Mitten unter ihnen sahe man viele Triumpfbögen, worauf die verschiednen Zweige der Handelschaft mit ausserordentlicher Pracht abgebildet waren, hauptsächlich war dieß bey den Kürschnern zu sehn. Sie hatten um eine ziemlich grosse Maschine Hermelin- und Fuchsbälge gehängt. Sie waren mit so vieler Kunst ausgèstopft, daß sie zu leben schienen. Der Kaufmannsgilde folgten Musikanten und Tänzer. Ihre ganze Anzahl mochte sich auf zwanzig tausend Mann belaufen, die insgesamt bereit waren, dem Kayser auf den ersten Befehl zu folgen. Freywillige, die so eben den Kayser ersucht hatten, ihnen die Ehre zu erzeigen, in sei-

seinen Diensten zu sterben, schlossen den Zug. Sie stellten ein so barbarisches Schauspiel vor Augen, daß es einem Europäer hart ankommen würde, es anzusehn. Sie waren nackt bis auf den Gürtel. Einige hatten Pfeile in den Armen, andre in dem Kopf stecken, und das Blut rann über ihr Gesicht herab. Andre durchbohrten sich den Arm mit einem Messer, und liessen das Blut auf ihre Kameraden spritzen. Diese Barbarey wurde als ein Beweis des Muths angesehen. Viele unter ihnen nahten sich den Fenstern ihrer Geliebten, und stiessen sich einen andern Pfeil in den Arm oder in einen andern Theil des Körpers, um ihnen ihre Liebe zu bezeigen. Für diese vermeynte Galanterie ward ihnen von selbigen stets ein Zeichen des Beyfalls zu Theile. Alle Frauenzimmer waren verschleyert, um diesem Schauspiele beyzuwohnen, das fast den ganzen Tag dauerte.

Zwey Tage nachher besuchte Mylady Montague die Moschee des Sultan Selim des Ersten: Ein Gebäude, das nach ihrer Versicherung der Neugier eines Reisenden würdig ist. Ob ich gleich nach der Landsart gekleidet gieng, sagt sie, so besorgte ich doch, man möchte wissen, wer ich seye; allein man machte keine Schwürigkeit, mich herein zu lassen. Der Thürsteher war sogar so artig, mich allenthalben herumzu-

umzuführen. Diese Moschee hat etwas majestätisches, liegt mitten in der Stadt, und in der höchsten Gegend derselben. Der erste Hof hat vier Pforten; der zweyte drey, und alle beyde sind mit Bogengängen umgeben, deren Pfeiler marmorn, und von Jonischer Ordnung sind. Der Fußboden ist weisser Marmor. Oberwärts auf diesen Bögen befinden sich viele Kuppeln, auf deren jeder man eine vergoldete Kugel sieht. In der Mitte der beyden Höfe giebts schöne weisse marmorne Springbrunnen; vor der grossen Thüre der Moschee ist ein Bogengang, der durch grünmarmorne Säulen unterstützt wird, die fünf Eingänge formiren: denn das ganze Gebäude der Moschee macht einen einzigen ungeheuern Dom aus. Es ist sehr hoch, und hat, das kan ich versichern, unter allen, die ich gesehn, das majestätische Ansehn. Es befinden sich darinn zwey Reihen Gallerien, die durch Pfeiler unterstützt werden; die Geländer sind von Marmor, so wie auch der Fußboden der Moschee, der aber mit einem Persischen Teppich bedeckt ist. Man sieht daselbst nicht die verschiednen Arten Sitze, die man in unsern Kirchen findet, und dadurch erhalten sie eben ein edel einfältiges Ansehn. Man verunstaltet die Kirchpfeiler die von rothen oder weissen Marmor sind, nicht zu Bildsäulen, noch beklebt man sie

mit

mit Gemählden. An den Wänden befinden sich Blumen von so lebendigen Farben, daß man beym ersten Anblick nicht herausbringen kann, von was für Materie sie sind; wenn man aber näher kömmt, wird man gewahr, daß sie aus Japanischen Porzellain verfertigt worden. Es macht unläugbar einen sehr schönen Effekt.

Mitten in dieser Moschee sieht man eine sehr grosse Anzahl Lampen von vergoldetem Silber, deren eine ungeheuer gros ist. Angezündet müssen sie ungemein schön in die Augen fallen; davon bekommen die Frauenzimmer nichts zu sehn, weil man sie nur zur Nachtzeit anbrennt. Unter der grossen Lampe befindet sich ein hölzerner Stuhl mit vergoldeter Schnitzarbeit, und nahe dabey ein Springbrunnen, in dem man sich wäscht, welches, wie männiglich weiß, einen wesentlichen Religionsartikel der Türken ausmacht. In einem Winkel dieser Moschee steht eine Emporkirche mit vergoldeten Gitterwerk umzogen. Hierin hört der Grossultan den Gottesdienst an. Am Ende der Kirche sieht man eine grosse Blende, und in selbiger einen Altar, zu welchem Stufen hinaufführen. Er ist mit goldnem Brokat bedeckt, und vorwärts stehn auf selbigem zwey vergoldete Leuchter von ziemlich beträchtlicher Grösse. Auf jedem derselben sieht man ein Manns hohes

weißes Wachslicht. Von aussen ist die Moschee mit vielen Thürmen geziert; das Obere derselben ist ganz vergoldet. Hierselbst rufen die Imaums das Volk zum Gottesdienst. Mylady Montagne war so neugierig auf einen dieser Thürme zu steigen deren Bauart ihr erstaunlich schien. Durch ein und eben dieselbe Thüre kömmt man zu drey verschiednen Treppen, die zu den drey Geschossen des Thurms führen. Diese Treppen, welche rings um das Gebäude herumgehn, sind so angelegt, daß drey Derwisse selbige heraufgehn können, ohne einander zu begegnen; dies wird von Kennern nicht wenig bewundert.

Als sie in die Moschee hereintrat, sahe sie viele Derwisse, die im Gebet begriffen waren. Ihr Rock besteht aus einem glattwollnen Zeuge; ihre Aerme sind entblößt; sie haben eine Mütze auf, welche wie ein hochgesteifter aber krempenloser Hut gestaltet ist. Beynahe alle Moscheen sind mit der von Selim den Ersten auf gleichen Schlag erbauet; doch an Pracht kommen sie selbiger bey weitem nicht gleich. Gleichwol haben sie ein weit majestätischers Ansehn, als die Kirchen in England und Deutschland.

Das Serail hat von aussen nichts Auffallendes; allein die Gärten desselben sind sehr groß. Es giebt in selbigem Spring-

brunnen und Bäume. Man hat zu Ciorkci für den Grosherren, wenn er die Strasse reist, ein kleines Serail erbaut. Mylady Montague nahm alle die Gemächer, die für die Hofdamen bestimmt waren, in Augenschein. Sie liegen mitten in einem dichten Lustwäldchen, das durch Springbrunnen eine angenehme Kühle erhielt. Alle Wände sind mit Türkischen Versen ausgeschmückt, die mit einem Pinsel sind geschrieben worden. Mylady Montague ließ sie sich durch ihren Dolmetscher übersetzen, sie verlohren aber in der Uebersetzung ein Vieles. Hier ist einer davon wörtlich übersetzt: „Wir kommen in „diese Welt, halten uns daselbst auf, und „reisen weiter; derjenige, der in meinem „Herzen gewohnt, kömmt nie aus selbi„gem.

Da Mylady Montague erfahren, daß Sankta Sophia nach dem Serail das berühmteste Gebäude ist, so wünschte sie in selbiges hereingelassen zu werden; es hielt aber schwer, ehe sie dazu die Erlaubnis bekam. In andre Moscheen lassen die Türken die Christen ohne Schwierigkeit herein, allein in diese, daraus machen sie sich viele Skrupel. Weil es eine christliche Kirche gewesen ist, sagt sie, so besorgen sie vielleicht, sie möchte entweihet werden, wenn man zu den Heiligen, die in musaischer

Arbeit

Arbeit sich noch daselbst befinden, und ein wenig durch die Zeit Schaden gelitten haben, betete. Die Türken haben — das ist zuverläßig — nicht wie viele Schriftsteller berichtet haben, bey der Eroberung Konstantinopels alle Bildnisse, die sie daselbst gefunden, zerstöhret.

Die Kuppel von Sankta Sophia, die wie man versichert, hundert und dreyzehn Fuß im Durchmesser hat, steht auf Gewölbern, die von ungeheuern großen Marmorsäulen unterstützt werden. Die Treppen und der Fußboden sind auch von Marmor. Man sieht daselbst Gallerien, welche von Säulen von verschiedenfarbichten Marmor getragen werden. Das Gewölbe hat musaische Arbeit; ein Theil davon ist aber bereits eingestürzt. Mylady Montague sagt, sie habe einen Theil von der Materie genommen, aus welcher die musaische Arbeit zusammengesetzt war, und sie hielt sie für Glas oder für die Materie, aus welcher man den Künstlichen Aventurinstein macht. Man zeigte ihr Kayser Konstantins Grabmal, vor welchem die Türken viel Ehrerbietung haben.

Diese Dame sagt, sie habe in Konstantinopel Moscheen gesehn, die ihr weit besser gefallen, weit schöner gedünkt, als Sankta Sophia. Sultan Solimans

Moschee, sagt sie, ist ein vollkommnes Viereck. In den Winkeln stehn vier schöne Thürme, in der Mitte ist eine ansehnliche Kuppel auf schönen Marmorsäulen. An den beyden äusersten Enden wird man zwey kleinere gewahr, die auf eben die Art wie die mittlere unterstützt werden. Die Gallerien, die um die Moschee rund um laufen, sind von Marmor, der Fusboden ebenfalls. Unter der grossen Kuppel, derer Säulen die äuserste Schönheit haben, befindet sich ein Springbrunnen; auf der einen Seite eine weißmarmorne Kanzel, auf der andern der Kirchstuhl des Grosherren, mit einem vergoldeten Gitterwerk eingefaßt, und einer vorliegenden schönen Treppe.

Am obern End der Moschee sieht man eine Art Altar, woselbst man den Namen Gottes lieset. Vor selbigem stehn zwey Leuchter von der Höhe eines gewöhnlichen Menschen; die Kerzen sind dreymal grösser als die unsrigen. Der Fußboden ist mit reichen Teppichen bedeckt, und die ganze Moschee ist durch eine ungeheure Menge Lampen erleuchtet. Der vorliegende Hof ist sehr geräumig. Man sieht daselbst eine Säulenreihe von grünen Marmor, über welche acht und zwanzig Kuppeln emporsteigen, die von aussen und innen mit Bley überzogen sind. Mitten auf

diesem

diesem Hofe befindet sich ein prächtiger Springbrunnen.

Diese Beschreibung ist hinlänglich von den übrigen zu Konstantinopel befindlichen Moscheen einen Begrif zu geben. Sie sind alle nach dem nemlichen Modell gebaut, und bloß durch das Mehr oder Weniger der Grösse und der Reichthümer von einander unterschieden. Der Sultanin Validees Moschee ist die gröste unter allen. Sie ist von Marmor, und von erstaunlicher Schönheit. Die Mutter von Mahomet dem Vierten, stiftete sie den Weibern zur Ehre. Sultan Achmets Moschee hat eherne Thore. Es giebt durchgängig in den Moscheen kleine Kapellen, worinnen man das Grabmal des Stifters und seines ganzen Hauses sieht. Es brennen in selbigem stets Wachslichter.

Der Alterdam oder Pferdemarkt hieß vor dem untern den Griechischen Kaysern Hippodromus. In der Mitte dieses Platzes sieht man eine eherne Säule, die drey in einandergeschlungene Schlangen mit aufgesperrten Rachen bilden. Aus welchem Beweggrund diese ausserordentliche Säule errichtet worden, weiß man nicht. Frägt man die Griechen darnach, so erzählen sie Märchen, die insgesammt einem

sehr wenig gnügen. Das ist wahr, daß niemals eine Aufschrift auf dieser Säule gewesen ist.

Am obern Ende dieses Platzes steht ein porhyrner Obeslik, der aus Egypten hergebracht zu seyn scheint. Die darauf befindlichen Hyeroglyphen bestehen blos aus Wortspielen. Er wird durch vier eherne Säulen getragen, und sein Fußgestell besteht aus einen viereckt gehaunen Werkstück. Auf den beyden Seiten dieses Gestells sieht man in flacherhobner Arbeit eine Schlacht und eine Versammlung. Auf den andern beyden liest man Griechische und *Lateinische* Inschriften Alle Figuren dieser flacherhobnen Arbeit sind vollständig. Einige Reisebeschreiber versichern, sie hätten keine Köpfe; allem Vermuthen nach haben sie selbige nicht gesehn.

Die Börsen sind schöne Gebäude, mit schönen Gallerien versehn, die fast durchgängig durch Pfeiler unterstützt sind. Man sorgt dafür, daß sie reinlich gehalten werden. Es findet sich daselbst eine Gallerie, die für jedes Gewerbe bestimmt ist. Die Kaufmannswaaren sind, wie auf der Londner Börse, ausgelegt. Das Quartier der Juwelire ist so voller Diamanten und Kleinodien allerhand Art, daß die Augen davon verblendet werden. Man sieht auch

da-

selbst Stickereyen. Die vielen Schimmer verbreiten. Neugier zieht dort so viel Leute hin, als Geschäfte.

Die Märkte sind meistentheils sehr schöne viereckichte Plätze, und insgesamt sehr gut mit Lebensmitteln versehn.

Es ist nicht wahr, daß die Türken ihre Sklaven mit Unmenschlichkeit behandeln, wie viele Schriftsteller erzählen; sie schlagen sie nie, und die Sklaverey in der Türkey ist nicht so drückend, als die Knechtschaft in vielen andern Ländern. Lohn giebt man ihnen zwar nicht, allein was man für sie an Kleidungen verschwendet, übertrift dasjenige bey weitem, was wir unsern Domestiken geben. Es ist wahr, daß man daselbst aus unreinen Absichten Frauenzimmer kauft, allein kauft man sie in den großen Städten Europens weniger öffentlich und auf eine weniger anstößige Art?

Es giebt zu Konstantinopel Wasserleitungen von einer ungeheuern Grösse. Man glaubt, daß sie vor der Zeit angelegt worden, da Konstantin aus selbiger seine Residenz machte. Die Türken wollen sich die Ehre zueignen, diese grosse Werke aufgeführt zu haben: sie haben daselbst einige

nige Steine hingestellt, die mit Inschriften zu ihrem Lobe bedeckt sind.

Die übrigen öffentlichen Gebäude sind die Hans und die Mönchsklöster. Die Hans sind ziemlich beträchtliche Gebäude, und ihre Anzahl ist sehr groß. Die Zahl der Mönchsklöster ist klein, und Pracht haben sie ganz und gar nicht.

Die gottesdienstlichen Uebungen der Derwisse sind so sonderbar, daß wir den Lesern ein Vergnügen zu machen glauben, wenn wir ihnen von selbigen ein Gemählde vorlegen. Wir nehmen es aus den Briefen der Mylady Montague, die das, was sie davon selbst gesehen hat, erzählt. Die Kleidung dieser Art Mönche besteht aus einem Stück groben weissen Tuch, worinn sie ihren Leib wickeln; Aerme und Beine lassen sie bloß. Die Ehe steht ihnen frey, und sie sind an keine weitere Regel gebunden, als an die: alle Mittwoche und alle Freytage gewisse lächerliche Ceremonien zu beobachten. Und das sind folgende: Sie versammeln sich in einem grossen Saale, worinn sie alle aufgerichtet stehn bleiben, die Augen nieder senken, und die Arme kreuzweis über einander schlagen. In ihrer Mitte steht eine Kanzel, auf welcher ein Imaum oder Geistlicher einige Stellen aus dem Koran

vor-

vorliest. Nach dieser Vorlesung spielen acht oder zehn von ihnen auf einer Art Flöten einige traurige Arien, doch ziemlich harmonisch. Der Imaum wiederholt das, was er gelesen, summarisch. Hierauf spielen und tanzen die Derwisse, bis ihr Superior, der grün gekleidet geht, aufsteht, und selbst einen sehr majestätischen Tanz beginnet. Die Derwisse ordnen sich rings um ihn. Einige spielen auf ihrer Art Flöte, andre binden ihren sehr weiten Rock mit einem Leibgürtel in die Höhe, und drehen sich mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit im Kreise herum, und immer nach dem Tackt, das heißt, mehr oder weniger schnell, wie es die Melodie erfordert. So drehen sie sich länger denn eine Stunde in der Runde um, ohne daß einem von ihnen der Kopf nur im geringsten davon drehend wird. Kein Wunder, sie sind von der zartesten Jugend an dazu gewöhnt. Man sieht in diesen Mönchsklöstern kleine Derwisse, die nicht älter sind, als fünf oder sechs Jahr, und diese drehen sich, ohne daß es ihnen im mindesten sauer wird, wie die andern rund um. Wenn diese Ceremonie vorbey ist, rufen sie alle mit lauter Stimme: „Gott nur allein ist Gott, und Mahomet „sein Prophet.„ Sie küssen hierauf nach der Reihe mit vieler Gravität die Hand ihres Superiors, und begeben sich fort.

Sie haben stets ihre Augen niedergeschlagen, und scheinen in den tiefsten Betrachtungen begraben zu seyn. So lächerlich ihre Ceremonien uns auch vorkommen, so kan man doch nicht umhin, ihre Kasteyungen und ihren Gehorsam gegen ihren Vorsteher zu bewundern.

Die Juden haben insgemein in der Türkey viel Kredit. Die reichsten Kaufleute daselbst gehören zu dieser Nation. Sie haben sogar mehr Privilegien als die Türken selbst; sie machen in diesem Lande eine Republick aus, und werden nur nach ihren Gesetzen gerichtet. Die Juden haben sich des ganzen Handels des Türkischen Reichs bemächtiget, weil sie insgesamt in grosser Eintracht leben, und weil die Türken von Natur träg und wenig betriebsam sind. Jeder Bacha hat einen Juden zu seinem Geschäftsmann, dem er alle seine Geheimnisse in Bausch und Bogen anvertrauet, und den er alle seine Geschäfte nach seinem Willen betreiben läst, ohne sich im mindesten in selbige zu mischen. Dieser Jude besorgt allen Ein- und Verkauf, empfängt die Geschenke, die man dem Bacha zu machen pflegt, untersucht die hereinkommenden oder abgehenden Waaren; kurz, seine Macht in seines Bacha Sprengel ist beynahe unbegränzt. Der Arzt, der Intendant

dant und der Dolmetscher eines grossen Herrn ist ein Jude. Es ist ausgemacht, daß eine auf ihr Interesse so aufmerksame Nation hieraus grosse Vortheile zieht. Die Juden haben das Arkanum erfunden, sich in der Türkey so nützlich zu machen, daß sie des Schutzes vom Hofe auf immer versichert sind. Obgleich die Italiänischen, Französischen, Englischen und Deutschen Kaufleute alle ihre Betrügereyen kennen, so sind sie gleichwol genöthigt, ihnen ihre Angelegenheiten anzuvertrauen, und alles, was den Handel anbetrift, geht durch ihre Hände. Die am wenigsten beträchtlichen unter ihnen sind noch immer Leute von Bedeutung genug, als daß mans wagen dürfte, sie vor den Kopf zu stossen. Die ganze Nation intereßirt sich so sehr für sie, als wären sie die Ansehnlichsten. Sie sind fast alle reich, allein sie hüten sich sorgfältig, es zu scheinen; in dem Innern ihrer Häuser findet man die gröste Pracht, ja sogar den grösten Luxus.

Gemeiniglich sind die türkischen Kirchhöfe sehr geräumig; die Konstantinopolischen nehmen einen Theil der Stadt ein. Die Türken rühren nie einen Stein an, der zum Monument dient. Einige derselben sind von sehr schönen Marmor und kosten sehr viel. Man errichtet gemeiniglich zum Gedächtniß eines Verstorbnen

eine

eine Säule, auf deren Spitze man einen Turban setzt. Die Turbane bezeichnen durch ihre Form den Stand oder das Gewerbe eines Mannes. Dieser auf die Säule ausgesteckte Turban dient dazu, wozu bey andern Völkerschaften die Waffen des Verstorbnen. Ueberdiß setzt man auf die Säule eine Inschrift mit goldnen Buchstaben. Auf dem Grabmal der Weiber errichtet man eine Säule, ohne die allergeringsten Zierrathen. Wenn es eine Jungfrau ist, setzt man oben auf die Säule eine Rose.

Jede Familie hat ihren besondern Begrabeort. Er ist mit Gitterwerk und Bäumen umgeben. In den Erbbegräbnissen der Sultane und Grossen brennen stets Lampen.

Wenn ein Mann auf eine feyerliche Art seine Frau verstossen hat, kan er sie nur unter dem Beding wiedernehmen, daß er einen andern Mann eine Nacht bey ihr zuzubringen erlaubt; und es finden sich Männer, die sich lieber diesem Gesetz unterwerfen, als daß sie sich auf immer einer Gattin berauben solten, für die ihre Brunst wieder aufgeglommen ist.

Stirbt eine Weibsperson unverehlicht, so hält man sie für verdammt. Die-

se

se Meinung gründet sich auf dem Wahn, worinn die Türken stehn, daß eine Frau nur zur Vermehrung der Gattung geschaffen worden; daß sie nur durch Kinderzeugen ihren Beruf erfüllt. Es ist nicht zu läugnen, daß die türkischen Frauenzimmer zu keinen andern Pflichten können angehalten werden, da ihnen aller Verkehr mit dem Publikum untersagt ist.

Die Christen sind überzeugt, daß die Mahomedaner in den Wahn stehn: die Weiber hätten keine Seelen; allein sie irren sich. So viel ist wahr, daß sie glauben, die Weiberseelen sind von einer nicht so erhabnen Gattung, als die Männerseelen, würden auch nicht in das Paradies gelassen, das für die Männer nur allein bestimmt und worinn sie blos in der Gesellschafft der himmlischen Jungfrauen sich befinden würden; sie glauben aber, daß es einen Ort der Seeligkeit giebt, der für tugendhafte Weiber bestimmt ist, und woselbst sie ewige Glückseeligkeit geniessen würden. Es giebt viele Weiber, die abergläubisch genug sind, nicht zehen Tage lang Wittwen zu bleiben, aus Besorgniß, als unnütze Geschöpfe verdammt zu werden, wenn sie binnen der Zeit stürben; allein diejenigen, die ihre Freyheit lieben, und weniger scrupelhaft sind, verheyrathen sich nicht eher, als bis sie krank werden, und

den

den Tod vor Augen sehn. Dieser Grundsatz der Religion lauft dem Grundsatz jener Religion ganz entgegen, die da lehrt, daß Gott nichts angenehmer sey, als das Gelübde ewiger Keuschheit.

Die Märkte, worauf man in der Türkey die Weiber verkauft, sagt Mylady Montague in ihren Briefen, sind nur mit Dirnen angefüllt, die man im Kriege Beute gemacht, oder aus Rußland, Zirkaßien und endlich auch aus Georgien entführt hat. Es sind insgesamt arme Mädchen, so ungeschickt, daß niemand auf der Welt sie zur untersten Hausmagd haben möchte. Finden sich ja einige darunter, die sich durch ihre Gestalt und Gewandheit auszeichnen, so sind dies solche, die irgend ein schweres Vergehn begangen haben, und die ihr Herr gerne los seyn will. Die schöne Sklavinnen, die den Frauen von Stande dienen, und die, welche zu den Vergnügungen der Grossen bestimmt sind, werden im achten oder neunten Jahre gekauft, und im Tanzen, Singen und Sticken aufs sorgfältigste unterrichtet. Sie sind fast alle Zirkaßierinnen, und ihre Herren verkaufen sie nie, ausser, wie gesagt, bey gröblichen Vergehungen. Werden sie ihrer überdrüßig, so geben sie sie einem ihrer Freunde, oder schenken ihnen die Freyheit.

In der Türkey gereicht einem verehlichten Frauenzimmer zu mehr Schande, keine Kinder zu haben, als in andern Ländern einem unverehlichten vor der Ehe welche gehabt zu haben. Sobald eine Frau aufhört zu gebären, schreibt man ihre Unfruchtbarkeit dem Alter zu, so jugendlich sie auch noch aussieht. Ueberdies ist die Fruchtbarkeit so nöthig, um für eine Schönheit gehalten zu werden, als die Beweise des Adels, um in verschiednen adlichen Stiften aufgenommen zu werden. Es giebt dort zu Lande viele Frauen, die an zwölf Kinder gehabt haben, und die Alten berühmen sich, daß sie fünf und zwanzig bis dreyßig geboren; je mehr sie deren gehabt, je grössere Ehrerbietung geniessen sie. Während ihrer Schwangerschaft hört man sie oft sagen: sie hoften, daß ihnen Gott die Gnade erzeigen, und sie zwey Kinder zugleich gebären lassen würde. Wenn man sie frägt, wie sie für den Unterhalt einer so zahlreichen Familie würden sorgen können, so geben sie zur Antwort: die Pest würde unfehlbar die Helfte aufreiben. Dies geschieht auch gemeiniglich, ohne daß sie sich darum viel kümmern; ihre Zärtlichkeit schränkt sich auf den Wunsch ein, viel Kinder zu gebären, der Verlust derselben kränkt sie nicht.

Sobald eine Türkische Dame sich ihrer Leibesfrucht entledigt hat, besucht sie alle Arten von Gesellschaften. Nach Verlauf von vierzehn Tagen schmückt sie sich mit allen ihren Kleinodien und zieht neue Kleider an, um ihre Besuche abzulegen. Keine Frau bleibt vier Wochen lang nach ihrer Niederkunft zu Hause.

Kleidung der Türkischen Damen.

Sie tragen sehr weite Schlafhosen, die bis auf die Füsse herabgehn. Gewöhnlichermassen bestehen sie aus silbergeblümten rosenfarbnen Damast. Ihre Schuhe sind von weissen Ziegenfell verfertigt und mit Gold gestickt. Ueber die Schlafhosen hängt ein Hemde von weisseidner Gase mit gestickten Säumen, es hat weite Aermel, die aber nur über den halben Arm fallen. An dem Halse ist es mit einem diamantnen Knopfe befestigt; es verräth die Form und Farbe des Busens. Darüber haben sie eine Art Weste an, die genau nach dem Leibe gemacht, und aus weissem goldgeblümten Damast verfertigt ist. Diese Weste hat sehr lange Aermel, an deren Ende sich grosse goldene Franzen befinden mit diamantenen Knöpfen. Diese Aermel hängen hinterwärts herab. Ueber dieß alles haben sie einen langen Rock an, den man Kaftan nennt. Er hängt

bis auf die Füsse herab, und hat lange und schmale Hängeärmel. Darüber legt man einen drey Finger breiten Gürtel an. Reiche Damen lassen einen solchen Leibgürtel über und über mit Diamanten oder andern kostbaren Steinen besetzen. Sie befestigen ihn vorne mit einer diamantenen Agrafe. Zu gewissen Zeiten legen sie eine Art Schlafrock an, das Curdee genannt. Er besteht aus einem reichen mit Hermelin oder Marder gefütterten Brokad. Die Aermel gehn nur etwas über die Schultern. Gemeiniglich ist er grün und hat goldne Blumen. Der Kopfputz besteht aus einer Mütze, die man Tappock nennt. Im Winter ist sie von Sammt, und mit Perlen oder Diamanten gestickt; im Sommer aber von einem Silberstof und sehr leicht. Man setzt sie auf die eine Seite des Kopfs, so daß sie ein wenig herunterhängt. Man befestigt an selbiger eine goldne Quaste, nebst einer Diamantrose, oder einen reichgestickten Schnupftuch. Auf der andern Seiten des Kopfs sind die Haare glatt übergelegt und man steckt den Schmuck in selbige, der einem am schicklichsten dünkt; bald sind es Blumen, bald ein Busch Reicherfedern. Die gewöhnlichste Sitte ist einen grossen Strauß von verschiednen Kleinodien, nebst Perlen in selbige zu stecken. Die Rubine bilden Rosen, die Diamanten Schäsmin, die

Perlen Blumenknospen, die Topasen Schonkiljen. Alles dies ist so künstlich gemacht, daß man sich nichts so schönes in der Gattung denken kann. Die Haare schweben hinterwärts in ihrer vollen Länge herab, und sind in viele Zöpfe getheilt, die mit Perlen, oder Bändern verzieret sind. Alle Türkische Damen haben sehr schönes und sehr vieles Haar. Alle Weiber in diesem Lande sind schön, haben grose und wohlgespaltne Augen und einen bewundernswürdig schönen Teint. Sie wissen ihre Augenbranen zu verschönern, indem sie einen Ring von schwarzer Farbe um ihre Augen ziehn, was sie bey Lichte, auch sogar bey Tage in einer gewissen Entfernung sehr glänzend macht; in der Nähe aber ist diese Schwärze zu merklich. Sie färben ihre Nägel rosicht, welches gleichfalls einen ganz artigen Effekt macht.

Die dortigen Weiber haben soviel, ja fast noch mehr Freyheit als irgendwo. Keiner Frau, wes Standes sie auch sey, ists vergönnt mit unbedecktem Gesicht auf die Strasse zu gehn. Es ist ganz verdeckt bis auf die Augen, und ihr Kopfputz wird durch eine Art Mäntelchen, das bis auf den halben Leib herabhängt, bedeckt. Dies Mäntelchen hat sehr schmale Aermel, die bis auf die Fingerspitzen herablaufen. Im Sommer ist es von Seide und im Winter von

Tuch

Tuch. Dieser Anputz verstellt sie dermassen, daß es unmöglich fällt, die Frau vom Stande von ihrer Sklavin zu unterscheiden, und der eifersüchtigste Mann kann seine Frau nicht erkennen, wenn er ihr auf der Strasse begegnet. Ueberdies ist keine Mannsperson dreist genug, eine Fauensperson auf der Strasse anzureden. Dieserhalb können sich die Frauenzimmer ungestraft ihren Leidenschaften überlassen. Sie bescheiden ihre Liebhaber nach den Buden der Juden hin. Diese Nation ist hier zu Lande so willfährig, wie die Indianer in England. Es kommen viele Mannspersonen zu den Juden unterm Vorwande, ihnen Waaren abzukaufen, der wahre Beweggrund aber ist, dort Frauenzimmer zu finden. Diejenigen, die erhabnes Ranges seyn, geben sich ihren Liebhabern nicht zu erkennen, und es trägt sich oft zu, daß eine Mannsperson ein ganzes halbes Jahr in einem Liebeshandel mit einer Frau verflochten, die ihm völlig unbekannt bleibt.

Die Türkischen Damen brauchen sich vor ihren Männern nicht zu fürchten. Ihnen werden die Einkünfte ihrer Männer ausgezahlt. Man kan sagen, die Frauenzimmer sind nur allein in der Türkey frey. Der Divan sogar respektirt sie, und wenn ein Bacha auf Befehl des Grosherrn getödtet wird, verletzt man die Privilegien

des Harams nie, oder vergreift sich an der Wohnung seiner Frau. Seine Wittwe bleibt daselbst in Sicherheit, ohne daß Jemand hereinkömmt. Die Frauen haben eine unumschränkte Macht über ihre Sklavinnen; die Männer haben sogar nicht die Freyheit, sie anzusehn, ausser etwan die alten Sklavinnen, die die Eifersucht ihrer Gebieterinnen zu erregen nicht mehr im Stande sind.

Wahr ists, daß das Mahomedanische Gesetz es erlaubt, vier Frauen zu haben; allein Männer von Stande bedienen sich dieser Freyheit nicht, und die Frau würde es auch nie zugeben. Wird ja einmal ein Mann seiner Frau ungetreu, so bringt er sein Kebsweib in ein abgelegnes Haus, und besucht sie mit möglichster Behutsamkeit; sonst hält man ihn für einen Lüderlich, und Klein und Groß verachtet ihn; seine Frau anlangend, so läst sie ihn nicht mehr vor sich. Dies wird allen denen befremdlich vorkommen, die in den Reisebeschreibern tausend Mährchen von den Sitten der Türken gelesen haben, allein dies hier wird durch eine Abgesandtin bezeugt, die im Stande war, das zu sehn, was nur Wenige gesehn haben. Mylady Montague verband mit den Vorzügen der Geburt mit den Annehmlichkeiten der Gestalt eine be-

bewundernswürdige Einsicht und eine erstaunende Lebhaftigkeit des Geistes.

Es haben viele behauptet, die Briefe dieser Abgesantin wimmelten von Falschheiten; allein viele andre, die sich zu Konstantinopel aufgehalten gehabt, haben ihre Vertheidigung über sich genommen, und versichert: es sey alles wahr, was sie geschrieben; und lauft ja was mit unter, was den Sitten und Gebräuchen der Männer und Frauen daselbst nicht gemäß ist, so kömmt dies nirgends anders her, als daß die Sitten und Gebräuche sich geändert haben.

Diese Dame versichert, es würde den Türkinnen leicht, ihre böse Neigungen, falls sie deren haben, zu befriedigen; allein das Herkommen gäbe den Männern die Macht in die Hände, die allergrausamste Rache an ihnen zu üben, wenn sie dahinter kommen. Man fand eines Morgens auf einer Gasse von Pera den todten Leichnam einer jungen Frau in grobes Tuch eingehüllt. Sie war durch zwey Messerstiche hingerichtet worden; der eine Stich war in der Seite, der andre im Busen. Noch war sie nicht kalt, und hatte noch Ueberreste von so grosser Schönheit, daß nicht eine Mannsperson war, die nicht hinging, und sie sahe. Allein dieß unglückliche

Schlachtopfer der Eifersucht war nicht zu erkennen, weil man dort zu Lande fast nie die Frauenzimmer sieht. Man war überzeugt, daß diese Leiche aus Konstantinopel zur Nachtzeit war herüber geschaft worden. Sie wurde des Nachts in aller Stille begraben. Der Meuchelmörder wurde wenig aufgesucht. Den Mördern suchen die dortigen Gerichtspersonen nicht so scharf auf die Spur zu kommen, wie es bey uns geschieht. Oft vergleichen sie sich mittelst Geldes, und der Mörder wird nicht weiter beunruhigt.

Man wird ohne Zweifel glauben, daß durch dies Polizeygebrechen die Mordthaten in diesem Lande sehr häufig sind, dem ungeachtet sind sie nichts weniger als das. Ein Beweis, daß diese Nation von Natur nicht grausam ist, und in vieler Rücksicht den Tittel einer barbarischen, den wir ihr geben, nicht verdient.

Mylady Montague sagt, während ihres Aufenthalts zu Konstantinopel habe sie mit einer christlichen Dame von ansehnlichem Range, die an einem Türken vermählt war, Freundschaft geknüpft. Diese Dame, setzt sie hinzu, habe viel Geist und viele Verdienste besessen. Sie erzählt hierauf ihre Geschichte:

Diese Dame, sagt sie, ist aus Spanien bürtig; sie wohnte mit ihren Angehörigen zu Neapel, als dies Königreich unter Spanischer Botmäßigkeit stand. Indem sie in einer Felucke mit ihrem Bruder nach ihrem Vaterland zurückkehren wollte, griff der Türkische Admiral *** sie an, und machte sie Prise. Sie sah sich genöthigt, seinen Begierden nachzugeben. Der Admiral ward durch die Schönheit seiner Gefangnen so gerührt, daß er ihrem Bruder und allen seinen Leuten die Freyheit zugestand. Sobald der Bruder in Spanien angekommen war, sandte er viertausend Pfund Sterlings zur Loskaufung seiner Schwester. Der Türke nahm das Geld, lieferte es seiner Gefangnen ein, und sagte zu ihr, sie wäre frey; da sie aber einsahe, daß ihre Aeltern, nach dem, was mit ihr vorgefallen war, sich genöthigt glauben würden, sie auf den Ueberrest ihrer Tage in ein Kloster zu verbannen; da der Türke schön, zärtlich war, und alle Türkische Pracht zu ihren Füssen verschwendete, so sagte sie endlich zu ihm: ihre Freyheit schien ihr von unendlich geringerm Werth, als ihre Ehre, er habe ihr letztere geraubt, und könne sie ihr nur durch eine Heyrath wiedergeben. Sie bat ihn ihr Lösegeld statt Mitgift zu nehmen, und ihr die Befriedigung verschaffen, zu wissen, daß niemand als ihr Mann sich ihrer höchsten Gunstbezeu-

gung rühmen könne. Voll des feurigsten Entzückens nam der Admiral dies Anerbieten an, schickte ihr Lösegeld zurück, und ließ ihren Aeltern sagen, er wäre nur allzu glücklich, daß er sie besässe. Er heyrathete sie, und hat nie eine andre Frau gehabt. Diese Dame versichert, sie habe ihrer Seits nie die geringste Ursache gehabt, ihren gefaßten Entschluß zu bereuen. Nach einiger Zeit starb er, und hinterließ sie, als eine der reichsten Wittwen in Konstantinopel, weil aber daselbst eine rechtschaffne Frau nicht auf eine schickliche Art unverheyrathet bleiben kann, so nahm sie zum zweytenmal einen Mann, einen Capitän Bacha, das heist, einen Admiral. Er war ihrem Gemal in seiner Würde gefolgt. Man wird unfehlbar glauben, daß die junge Spanierin ihren Räuber geliebt, und daß dies der Beweggrund gewesen, der sie in der Türkey zu bleiben antrieb; allein sie versicherte der Mylady Montague, die Ehre nur allein sey die Richtschnur ihres Verfahrens gewesen.

Diese Abgesandtin versichert, man fände selten einen Türken, der die Wahrheit verdrehte; ich spreche hier aber nur von Männern, fügt sie hinzu, die Würden begleiten, denn das gemeine Volk ist eben so lasterhaft als unwissend; die falschen Zeugen sind unter ihnen sogar wohlfeiler zu haben,

ben, als in andern Ländern, weil sie nicht nach Gebühr bestraft werden, selbst dann nicht, wenn ihr Verbrechen erwiesen ist.

Die Wahlkindschaft ist bey den Türken eingeführt. Da es ihnen freysteht, ihr Vermögen einem Anverwandten oder Freunde zu vermachen, so wählen, die kinderlos sind, sich gemeiniglich ein Kind aus dem Pöbel, um ihre Hinterlassenschaft nicht in den Schatz des Grosherrn kommen zu lassen. Dies Wahlkind führen sie mit seinen Anverwandten vor den Kadis, woselbst sie erklären, daß sie ihn zu ihren Erben ernennen. Hierauf entsagen die Anverwandten des Kindes all ihren Gerechtsamen auf selbiges; man setzt hierüber eine Schrift auf, und besiegelt und beattestirt sie; ein solches Kind kann der Wahlvater nicht mehr enterben. Indeß sieht man äusserst arme Leute Beweise väterlicher Zärtlichkeit geben. Sie weigern sich ihre Kinder sehr reichen Griechen zu überlassen, ob sie gleich wissen, daß die Wahlväter für ihre angenommene Kinder viel Zuneigung haben. Sie nennen sie Kinder ihrer Seele. Diese Gewohnheit ist weit besser, als die unsrige. Um unsern Namen fortzusetzen, hinterlassen wir oft alles, was wir besitzen, einem weitläuftigen Anverwandten, den wir bloß aus einigen aus klaren Eigennutz hergeflossenen Briefen kennen. Weit vernünftiger, wenn man

ein Kind glücklich macht, das man nach seinem Geschmack erzieht; das nennen die Türken auf seinen Knieen erziehen.

Die Einheizeart der Türken veranlaßt sehr häufige Feuersbrünste. Statt des Ofens haben sie eine Maschine Tendour genannt. Eine Art hölzerner Kasten, der zwey Fuß von der Erde erhöhet ist, und in welchen glüende Kohlen geleget werden; Man deckt ihn hierauf mit einem schönen Teppich oder gestickten Stoff zu. Man setzt sich darneben, und steckt die Beine unter den Teppich. In dieser Stellung arbeitet, liest man; schläft man ein, wie sich denn dieß ziemlich oft zuträgt, so stößt man mit den Füssen an den Tendour, er fällt um, und die glüenden Kohlen zünden das Haus an. Bey manchen Feuersbrünsten gehn mehr als fünfhundert Häuser in den Flammen auf. Die Eigner derselben sehen sie mit einer erstaunenswürdigen Kaltblütigkeit abbrennen; sie bringen schnell ihre Effekten in eine Barke, und sehen den Würkungen des Feuers ganz ruhig zu. Ihre Person ist selten in Gefahr, weil sie keine Treppen herunter zu steigen haben.

Die Abgesandtin von England sagt, die türkischen Kutschen wären von den unsrigen ganz verschieden; doch weit gemächlicher

licher, und für dies Land schicklich, wo die Hitze so groß ist, daß Gläser nur sehr beschwerlich seyn würden. Es sind hölzerne, gemahlte vergoldete und gevierte Gatter. Innwendig sind Blumenkörbe gemahlt, die mit Devisen untermischt sind. Diese Kutschen sind mit Scharlachtuch bedeckt, das mit seidnem Zeuge gefüttert ist, das man reich durchstickt hat; rings um hängen sehr schöne Fransen. Diese Tuchdecke verbirgt die darinn Sitzenden; man hebt sie aber auf, wenn man durch das Gitterwerk sehen will. Vier Personen können gemächlich in diesen Kutschen auf Polstern sitzen.

Hierauf giebt die Lady eine Beschreibung von den Bädern der türkischen Damen, die um so lesenswürdiger ist, je weniger man sie in irgend einem Reisebeschreiber findet: denn Mannspersonen dürfen in selbige nicht herein. Sie sagt, sie wären um zehn Uhr in dem Bade von der Stadt Sophia angekommen, und es wäre schon voller Frauenzimmer gewesen. Es ist ein steinernes Gebäude, fährt sie fort, nach Art eines Doms gebaut, und hat keine Fenster; das Licht fällt nur oben herein, wodurch sie aber ziemlich hell werden. Es waren fünf solcher Dome zusammen gefügt. Der erste ist kleiner als die beyden andern. Hierselbst hält sich

die Thürsteherin auf. Die reichen Frauen geben ihr bis zu zehn Schilling. Der darauf folgende Saal ist mit Marmor gepflastert, und hat zwey ringsum laufende Bänke von Marmor, deren eine über der andern angebracht ist. Es sind darinn zwey kalte Wasserquellen, die anfänglich in marmorne Becken fallen, und alsdenn auf den Fusboden rinnen, in welchem sich verschiedne kleine Röhren finden, die es in die benachbarte Stube leiten. Diese Stube ist kleiner als die vorhergehende. Auch in dieser sind Marmorbänke, und sie wird durch die schweflichten Wasser, die aus den benachbarten Bädern in selbige herabrinnen, so erhitzt, daß es schwer hält, in Kleidern, darinn auszudauern. In den andern beyden Domen sind warme Bäder. Man hat darinn Röhren mit kaltem Wasser, um es auf den Grad der Wärme zu bringen, den der Badende verlangt. Mylady Montague sagt, sie sey in diese Bäder im Reitkleide getreten; dieß sey den Türkischen Damen sehr auserordentlich vorgekommen; doch hätten sie hierüber keine Neugier geäussert; die Abgesandtin las ihr Erstaunen nur in ihren Blicken; sie waren insgesamt bemüht, ihr Höflichkeiten zu erweisen.

Es befanden sich, fährt sie fort, ungefähr zweyhundert Frauen daselbst, doch nahm ich bey ihnen nicht jenes spöttische

Kickern

Kickern, jenes halbminuten Flistern wahr, das in unsern Zirkeln nicht auszubleiben pflegt, wenn jemand in einem ausländischen Kleide in selbige tritt. Die Türkischen Damen wiederholten ihr vielmals: Uselle pec Uselle! das heist: Reizend! sehr reizend! Die ersten Bänke waren mit Kissen und reichen Teppichen belegt; die Damen saßen auf selbigen und ihre Sklavinnen auf den zweyten, hinter ihnen. Durch ihre Kleidungen unterschieden sie sich nicht, denn sie waren insgesamt im Stande der Natur, das heist, völlig nackt; verbargen weder Schönheit noch Mackel; gleichwol machten sie nicht die geringste Gebärde, die die Schaamhaftigkeit verletzt hätte. Einige giengen auf und nieder, und das mit dem majestätischen Anstand, den Milton unsrer Stammmutter giebt. Viele hatten einen so schlanken Wuchs, als keine von den Göttinnen, die Guidos oder Titians Pinsel schuf. Sie hatten beynahe insgesammt eine blendendweise Haut. Ihr schönes Haar, das in viele mit Perlen und Bändern durchsäete Zöpfe getheilet war, hing über ihre Schultern herab. Vollkommner konnten die Grazien nicht dargestellt werden. Wie sehr hätte ein geschickter Maler an diesem wonneglichen Orte seine Talente üben können, indem er so viele schöne Frauenzimmer nakt, und in verschiednen Stellungen vor Augen gehabt hätte. Einige

nige plauderten, andre stickten; diese nahmen Koffee, jene Sorbet. Viele hatten sich nachläßig auf die Kissen hingelagert, indes daß ihre Sklavinnen, gemeiniglich niedliche Mädchen von siebzehn bis achtzehn Jahren, ihre Haare zu flechten sich beschäftigten. Das Bad ist bey den Türkinnnen das, was anderwärts den Männern die Koffeehäuser. Man plaudert daselbst Neuigkeiten. Die Frauenzimmer bedienen sich einmal in der Woche dieser Ergötzlichkeit und halten sich darinn vier, fünf Stunden auf, ohne sich Schnupfen zu holen, obgleich sie sich schnell von dem warmen Bade in die kalte Stube begeben.

Diejenige, die die vornehmste Mine hatte, nöthigte die Mylady Montague sich zu ihr zu setzen, und that die inständigsten Bitten, daß sie sich doch entkleiden und baden möchte; sie wolte sie sogar entkleiden helfen. Als Mylady sahe, daß sich alle übrigen Damen mit ihr vereinten, so öfnete sie ihr Reitkleid, und zeigte ihnen ihre Schnürbrust. Sogleich hörten sie auf in sie zu dringen, weil sie sich einbildeten, diese Schnürbrust sey eine Maschine, worinn sie ihr Mann eingeschlossen habe, von der er den Schlüssel bey sich trüge, und die sie nicht öfnen könte. Mylady Montague gieng höchst ungern von diesem bezaubernden Ort weg; allein

allein ihre Geschäfte riefen sie anderwärts hin. Jede Mannsperson, die man an diesem Orte ertappte, würde auf der Stelle das Leben verlieren.

Mylady Montague sagt, sie seye bey der Gemahlin des Grosveziers zum Mittagsessen eingeladen, und habe sich mit dem grösten Vergnügen in Bereitschaft gesetzt, einem Maale beyzuwohnen, das man noch nie einer Christin gegeben. Sie legte eine Kleidung an, die damals am Wiener Hofe gebräuchlich war, weil dieselbige weit reicher war, als die in England damals übliche Tracht; ließ sich durch ihre Kammerfrau begleiten, die ihr die Schleppe trug, und durch eine Griechische Dame, die ihr zur Dollmetscherin diente. Der schwarze Verschnittene der Gemahlin des Grosveziers gieng ihr bis zur Hofthür entgegen, und half ihr aus dem Wagen, wobey er die gröste Ehrerbietung äusserte. Er führte sie durch verschiedne Gemächer, wo prächtig gekleidete Sklaven reihenweise standen. In dem letzten fand sie die türkische Dame auf einem Sopha in einem mardernen Kamisol. Sie ging der Abgesandtin entgegen, und stellte ihr ein halb Duzend ihrer Freundinnen vor. Sie mochte ungefehr funfzig Jahre seyn. Die Aumöblirung dieses Zimmers war gar schlecht und recht: die Kleidungen und

die Anzahl der Sklavinnen aber verkündigte Wolhabigkeit. Sie bemerkte das Erstaunen der Mylady Mondague, und sagte zu ihr: sie befände sich nicht mehr in einem Alter, in welchem man sein Geld ans Ueberflüßige verwendete; sie machte keinen weitern Aufwand, als gegen die Armen, und dächte auf weiter nichts, als sich mit Gott zu unterhalten. Sie sagte die Wahrheit; sie und ihr Mann trieben weiter nichts als Andachtsübungen. Der Vezier nimmt nie Geschenke an, ob ihm gleich seine Vorgänger ein ganz anders Beyspiel zur Nachfolge gegeben haben. Er wolte sogar nicht diejenigen annehmen, die die Abgesandten diesem Minister gemeiniglich zu machen pflegen.

Seine Frau, fährt Mylady Montague fort, unterhielt sich mit mir bis zum Essen, und erwies mir viel Höflichkeiten. Man trug Schüssel an Schüssel auf, es erschien deren eine sehr grosse Menge, und die Gerichte waren insgesamt nach türkischen Geschmack zugerichtet, das heist, in der Nähe nicht so übel, als man glaubt. Ich bin überzeugt, daß ein Indier, der nie ihre Ragus und die unsrigen gegessen, die ihren vorziehen werde. Mir schienen die türkischen Ragus zu gewürzt, ihr Gebratnes zu gar; sie thun zu viele Würze an. Die Frau des Grosveziers legte mir

mit

mit äusserster Geschäftigkeit von allem vor; ich bedauerte es, daß mein Appetit ihrer Höflichkeit nicht entsprechen konte.

Nach dem Essen trug man Koffee und Rauchwerk auf; dies geschieht nur blos um derentwillen, für die man viel Achtung hat. Zwey Sklavinnen beräucherten knieend meine Haare, meine Kleider und mein Schnupftuch. Hierauf befahl ihnen ihre Gebieterin die Guitarre zu spielen und zu tanzen; sie gehorchten sogleich. Ich würde ohne Zweifel nicht viel Vergnügen an den beyden jungen Dirnen finden, sagte die Frau des Veziers zu mir, weil sie sich fast nie die Mühe nähme, sie zu üben.

Mylady Montague sagt, sie habe von der Frau des Grosveziers Abschied genommen und sey gesonnen gewesen, sich nach Hause zu begeben, allein die Griechische Dame, die sie begleitete, und ihr zur Dolmetscherin diente, hätte sie inständig gebeten, die Frau des Kahia zu besuchen, des zweyten Hofbedienten, und den man damals als den ersten ansehen konnte, weil er die Verrichtungen des Grosveziers besorgte, denn der Mann, den die Mylady eben verlassen, liehe dazu blos seinen Namen her. Ich gab, sagt sie, dem dringenden Anhalten der Griechischen Dame nach,

und war sehr zufrieden, daß ichs gethan. Das Haus verkündigte gleich den Unterschied zwischen einer alten Betschwester und einer jungen Schönen; es war prächtig, und zum Erstaunen reinlich. Ich wurde an der Thür von zwey schwarzen Verschnittenen empfangen, die mich durch eine grosse Gallerie führten, in welcher zwey Reihen junger Mädchen standen. Ihre Haare hiengen in Locken geschlagen bis über die Kniekehlen herab; ihre Kleider waren silbergeblümt. Mich verdroß es, daß mir der Wohlstand nicht erlaubte, sie näher zu betrachten; ich vergaß sie aber bald, als ich in ein grosses Gemach trat, oder vielmehr in einen Pavillon, der rundum vergoldete Fenster hatte, von denen die meisten offen standen, weil die dichtangepflanzten Bäume einen anmuthigen Schatten in selbiges warfen, der es vor den Sonnenstrahlen beschützte. Um ihren Schaft herum schlangen sich Schäsmin und Geisblatt, und düfteten den süssesten Wohlgeruch in dieß Zelt-Gemach herein. Zu diesen Annehmlichkeiten kam noch, daß man in dessen Hintertheile einen weißmarmornen Springbrunnen sahe, dessen Wasser sanftmurmelnd in drey oder vier Becken fiel. Auf der Decke waren allerhand Arten Blumen gemahlt, die aus vergoldeten Körben herabhiengen und herunterfallen zu wollen schienen.

Die

Die Frau des Kahia saß auf einem drey Stufen hohen Sopha, der mit schönen Persischen Tapeten bedeckt war; sie lehnte sich an schöne weisatlasne und gestickte Kissen. Zu ihren Füssen sassen zwey junge Mädchen, so ungefähr von zwölf Jahren; ihre Kleider waren fast über und über mit Kleinodien bedeckt. Sie waren sehr liebenswürdig; allein die Frau des Kahia war Schuld, daß man auf selbige nicht Acht gab. Sie ist so ungemein schön, sagt Mylady Montague, daß ich weder in England noch Deutschland ihres gleichen gesehn habe. Nie hab ich ein Gesicht getroffen, das mit dem ihrigen in Vergleich gestellt zu werden verdiente. Sie stand auf, um mich zu empfangen, und begrüßte mich nach Landesbrauch, indem sie die Hand ans Herz legte; sie that es aber auf eine edle und majestätische Art. Sie ließ mir kissen bringen, und nöthigte mich, die Ecke des Sophas einzunehmen, welches die Ehrenstelle ist. Ob mir gleich meine Dolmetscherin von der Schönheit dieser Dame bereits gesagt hatte, so gerieth ich demungeachtet durch selbige so in Verwunderung, daß ich eine Zeitlang nicht zu antworten vermochte, so ganz vertieft war ich in dem Vergnügen, sie betrachten zu können. Ihre Züge stehn im besten Verhältnisse; bilden das schönste mögliche Ganze; ihr Wuchs ist ungemein schön. Wel-

che liebliche Blühte einer durch keine Kunst befleckten Farbe! Welche unaussprechliche Grazien in ihrem Lächeln! Ihr Auge groß und schwarz, hatte alle das Schmachtende der blauen. Auf was Art man sie auch betrachtet, von der Seite, oder gerad ins Gesicht, so entdeckte man neue Schönheiten. Als das Erstaunen vorüber war, untersuchte ichs genauer, um zu sehn, ob ich irgend einen Fehler an ihr entdecken könnte; allein diese Untersuchung diente zu nichts, als mir zu beweisen, daß ein Frauenzimmer regelmäßig schön seyn kann. Umsonst lieh Appelles alle Hülfsmittel seiner Kunst, um eine vollkommene Weibergestalt zu schaffen, dies Wunder war lediglich der Natur aufbehalten, und es gelang ihr, indem sie die Frau des Rabia schuf. Ob sie gleich in einem Lande erzogen war, das wir barbarisch nennen, so hat sie dennoch ein so majestätisches Betragen, ein so edles und ungezwungnes Gebärdenspiel, daß ich überzeugt bin, wenn man sie auf dem schimmerndsten Throne von Europa sähe, so würde man glauben, sie seye an ihrem Plaze. Mit einem Worte, ihre Schönheit würde alle in England befindlichen Schönheiten verdunkeln. Ein Kaftan von goldnen Brokat, mit silbernen Blumen schloß genau an ihrem Wuchs an, und ließ die ganze Schönheit ihres Busens sehn, der ohne verdeckt zu seyn, durch ein sehr feines gasenes

senes Hemde verdeckt war. Ihre Schlafhosen waren blaßnelckenfarbicht; ihre Weste grün und mit Silber gestickt; die Pantoffeln von weissen Atlas und gar prächtig gestickt; ihre schönen Arme mit diamantenen Armbändern geschmückt; ihr Gürtel gestickt. Ein reiches türkisches Schnupftuch nelckenfarben, und mit Silber gestickt, bedeckte ihren Kopf. Schöne schwarze Haare in Zöpfe geflochten, schwebten den Rücken tief herab. Viele Nadeln mit diamantenen Köpfen, waren auf der einen Seite ihres Kopfs künstlich angeordnet. Man wird ohne Zweifel dies Gemälde etwas übertrieben finden; doch, wenn es ungetreu ist, so kömmts bloß daher, weil es weit unter dem Originale ist. Die berühmtesten Schriftsteller haben die schönen Gemälde, die sie gesehn, die berühmten Bildsäulen, die sie gefunden, gelobt. Weshalb solte mirs nicht vergönnt seyn, sagt Mylady Montague, ein Meisterstück des Schöpfers zu loben? Ich schäme mich nicht zu gestehn, daß ich diese schöne Frau mit eben so vielem Vergnügen bewundert habe, als ein Virtuos das schönste Werk der bildenden Kunst.

Sie sagte zu mir, die jungen Mädchen, die ich zu ihrem Füssen sähe, wären ihre Töchter. Ich erstaunte, daß eine so junge Frau, Mutter von zweyen Kin-

dern seyn könne. Zwanzig junge Sklavinnen, die sich unterwärts am Sopha hingereihet hatten, erinnerten mich an die Nymphen. Sie machten ein entzückendes Schauspiel. Ihre Gebieterin gab ihnen ein Zeichen, Instrumente zu spielen und zu tanzen. In eben dem Nu begannen viere von ihnen auf Instrumenten die ein Mittelding zwischen Laute und Guitarre waren, zärtliche Arien zu spielen und begleiteten sie mit ihrer Stimme, und die andern tanzten wechselsweise. Dieser Tanz war sehr rasch, und zu gleicher Zeit sehr wollüstig. Die Arien waren rührend, die Bewegungen der Tänzerinnen schmachtend; sie hielten in einer zärtlichen Attitüde ein, und ihre Augen wurden schmachtend; halb sanken sie hinterwärts zu Boden, und standen mit so vieler Kunst wieder auf, daß ich überzeugt war, die weniger fühlbarste Spröde und die allerscrupulöseste Betschwester, würden sie nicht haansehn können, ohne ihr Blut in Wallung zu fühlen. Einige Reisebeschreiber haben versichert, die Türkische Musik fiele sehr wiedrig ins Ohr: sie hatten aber zuverläßig, bloß die Strassenmusick gehört, und waren folglich so wenig im Stande darüber zu urtheilen, als ein Fremder von der Englischen Musik, wenn er blos die Leyer- und Dudelsack-Männer gehört, die auf den Gassen von London herumlauf-

umlaufen. Es ist ausgemacht, daß die türkische Musik ungemein rührend ist, gleichwol kömmt sie der Italienischen nicht bey. Ich kenne, sagt Mylady Montague, eine griechische Dame, welche die Italienische und türkische Musik vollkommen versteht; diese giebt der letztern den Vorzug Man findet in der Türkey sehr schöne Stimmen. Die Stimmen, die ich bey der Frau des Kahia hörte, gefielen mir ungemein. Wie der Tanz geendigt war, traten vier schöne blonde Sklavinnen in ihr Zimmer, mit silbernen Rauchfässern in der Hand; sie erfüllten das Zimmer mit dem lieblichen Duft von Ambra, Aloeholz u. s. w. Hierauf trugen sie mir in Schaalen von dem schönsten Japanischen Porzellan, die auf vergoldeten silbernen Präsentirtellern standen, Koffee auf. Ich fand ihn vortrefflich. Während der Zeit unterhielt sich ihre liebenswürdige Gebieterin auf die allerangenehmste Art mit mir. Sie nannte mich oft Uzel Sultanam, das heist, die schöne Sultanin: bat sich in einem sehr verbindlichen Tone meine Freundschaft aus, und bezeigte sich verdrüslich, daß sie sich nicht in meiner Muttersprache mit mir unterreden konte. Als ich von ihr Abschied genommen, brachten zwey junge Sklavinnen ein silbernes Körbchen voller gestickter Schnupftücher. Ihre Gebieterin bat mich, das schönste ihr zu

Liebe zu tragen, und gaben die übrigen meiner Dolmetscherin und meiner Kammerfrau. Beym Weggehn erzeigte man mir die Höflichkeiten, die man mir beym Hereintreten erwiesen. Ich war von dem, was ich eben gesehn, so bezaubert, daß ich mir einbildete, eine Zeitlang in Mahomets Paradies gewesen zu seyn.

Kurz darauf legte Mylady Montague einen zweyten Besuch bey dieser liebenswürdigen Frau ab. Sie kam mir, sagt sie, bis zur Stubenthür entgegen, bot mir mit dem besten Anstande von der Welt die Hand, und sagte zu mir mit einem ihr neue Grazien verleihenden Lächeln: Man hält die christlichen Damen für unbeständig, und so freundschaftlich ihr euch auch gegen mich bezeigt, so glaubte ich euch doch nicht mehr wieder zu sehn; jetzt aber bin ich überzeugt, daß ich das Glück habe, euch zu gefallen. Wüstet ihr, wie ich von euch zu unsern Damen spreche, so würdet ihr überzeugt seyn, daß ich des Titels eurer Freundin würdig bin. Ich unterhielt mich den ganzen Nachmittag, und genoß in dieser Unterhaltung das gröste Vergnügen von der Welt. Diese Dame hat ein so edles und ungezwungnes Betragen, daß man sie für eine Dame von irgend einem Europäischen Hofe halten solte. Da ich jetzt die türkische Sprache verstehe, bin ich im

Stande

Stande, von ihrem Geiste zu urtheilen, und finde, daß sie dessen so viel als Schönheit hat. Nichts ist ihr lieber, als sich von den Gebräuchen andrer Länder zu unterrichten, von den ihrigen ist sie nicht zu sehr eingenommen. Eine Griechische Dame, die in meinem Gefolge war, wurde durch ihre Schönheit und durch den Adel in ihren Wesen so in Verwundrung gesetzt, daß sie mir auf Italiänisch sagte: das ist keine türkische Dame, es ist gewiß eine Christin. Die Türkin merkte, daß die Rede von ihr gewesen, und frug mich, was ich sagte. Ich wolte es ihr nicht in ihre Sprache übertragen, in der Meynung, das Kompliment würde ihr nicht mehr behagen, als wenn man zu einer unsrer Hofdamen sagte, sie sähe wie eine türkische Schönheit aus: allein die Griechin war so einfältig, es ihr auf türkisch zu sagen. Die Dame ward nicht böse, wie ich geglaubt hatte; lächelte und antwortete: das ist nicht das erste mal, daß man mir dies gesagt. Meine Mutter war eine Pohlin, und wurde bey der Belagerung von Kaminieck gefangen: mein Vater sagte mir oft mit lachenden Munde: er glaube, seine christliche Frau habe irgend einen christlichen Liebhaber gefunden, und ich sähe nicht im mindesten der Tochter eines Türken gleich.

Ich sagte zu ihr: wenn alle türkische Schönheiten ihr glichen, so müsten sie sich nothwendig, der Ruhe der Männer wegen, ihrem Anblick entziehn. Welch ein Aufsehn, fuhr Mylady Montague fort, würde ein Gesicht, wie das eurige, Madam, zu London oder zu Paris machen! Ich kann euch das nicht glauben, erwiederte die Türkin in einem ausserordentlich angenehmen Tone; würde die Schönheit in eurem Lande so geschätzt, als ihr sagt, so würde man euch nie aus selbigem gelassen haben. Die Lady versichert, daß sie dieß Kompliment der türkischen Dame nicht aus Eitelkeit angeführt, sondern bloß der Wendung wegen, und als Beweis ihres Geistes.

Ihre Ausmöblirungen waren von sehr gutem Geschmack; ihre Winterstuben mit geblümten Sammt mit goldnem Grunde, und die Sommerstuben mit feiner Indischer Nadelarbeit mit Golde gestickt, ausgeschlagen. Die Häuser der angesehnen Türkinnen sind so wohl unterhalten und so reinlich, als die Häuser der Holländer. Das Haus der Frau des Kahia lag im höhern Theile von Konstantinopel. Aus den Fenstern ihrer Sommergemächer entdeckte man das schwarze Meer, die Asiatischen Inseln und Gebirge.

Beschreibung dessen, was im Serail des Grosherrn vorgeht, u. s. w.

Mylady Montague sagt, sie hätte dies selbst aus dem Munde der Lieblingssultanin Mustapha des Zweyten. Diese Sultanin hieß Hafiten. Hier ist das, was die Lady ihrer Schwester schreibt: Vor ungefehr vierzehn Tagen fuhr ich über den Arm des Meeres, der Pera von Konstantinopel scheidet, um einen neuen Besuch abzustatten, bey welchem ich die sonderbarsten Sachen von der Welt erfuhr. Ich besuchte die Sultanin Hafiten, den Liebling des verstorbenen Kaysers, der durch den jetzigen Sultan, seinen Bruder, entthront, und nach der durchgängigen Meinung innerhalb einigen Wochen vergiftet wurde. Diese Dame empfing nach dem Tode Mustaphas den ausdrücklichen Befehl, das Serail zu verlassen, und unter den Grossen der Pforte sich einen Mann zu wählen. Ihr glaubt vielleicht, daß sie diesen Befehl mit Freuden annahm, allein ganz das Gegentheil. Diese Frauenzimmer, die Königinnen genannt werden, und es zu seyn glauben, sehn die Freyheit, sich auf solche Art wieder verheyrathen zu können, als die gröste Beschimpfung an, die man ihnen erzeigen kann. Die Sultanin Hafiten warf sich dem Sultan zu Füssen, bat ihn, sie

sie eher zu ermorden, als daß er die Wittwe seines Bruders mit so vieler Verachtung behandelte. Sie sagte ihm in dem Uebermaas ihres Schmerzes, daß, da sie fünf Prinze dem Ottomannischen Hause gegeben, sie vor einer solchen Schmach müsse gesichert seyn. Allein diese Prinzen waren todt, und sie hatte weiter nicht mehr übrig, als eine Tochter. Ihre Klagen, ihre Vorstellungen waren umsonst, man versetzte ihr bloß diese ihr so schreckliche Worte: Ihr müst einen Mann nehmen; die einzige Gnade, die man euch zugesteht, setzte man hinzu, ist die Freyheit ihn zu wählen. Sie gab dem Bekir Effendi, dem Staatssekretär, der über die achtzig hinaus war, den Vorzug. Der Beweggrund einen so betagten Mann zu nehmen, war das Verlangen, öffentlich darzuthun, daß sie ihr gethanes Gelübd, nie einen zweyten Mann in ihr Bette zu lassen, erfüllen wollte, und daß sie, da sie sich genöthigt sahe einen Unterthanen so weit zu beehren, daß sie seine Frau ward, sich diesen Mann wählte, um ihm dafür ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen, daß er sie in einem Alter von zehn Jahren dem verstorbnen Sultan vorgestellt. Ob sie gleich mit ihm seit funfzehn Jahren ein Haus bewohnt, so hat sie doch nie einen Besuch von ihm annehmen wollen.

Sie ist in beständiger Trauer und trägt sie mit einer Standhaftigkeit, die in der Christenheit hauptsächlich bey jungen Wittwen etwas Ungewöhnliches ist. Jetzt ist die Sultanin Hafiten noch nicht sechs und dreyßig Jahr. Sie hat keine Verschnittenen zu ihrer Bewachung; ihr Mann muß sie als eine Königin schätzen, und ist nicht befugt, nachzufragen, was in ihren Zimmern vorgeht. Als ich ihr meinen Besuch machte, wurde ich in ein grosses Zimmer geführt, in welchem der Länge lang ein Sopha stand, das mit weismarmornen Säulen ausgeschmückt, und mit einem samtnen Teppich von Silbergrunde und Kissen von der nemlichen Art bedeckt war. Man bat mich, mich hier niederzulassen, bis die Sultanin käme. Sie hatte diesen Empfang veranstaltet, damit sie nicht genöthigt wäre aufzustehn, wenn ich vor ihr erschiene. Als sie hereintrat, stand ich auf, und sie machte mir eine Verbeugung mit dem Kopfe. Ich betrachtete sie, und fand Vergnügen daran, eine Frau zu sehn, die das Herz eines Mannes gefesselt hatte, dem man aus allen Theilen der Welt Schönheiten herzuführte. Es schien, als wäre sie nie bey weitem so schön gewesen, als die Frau des Kahia; sie hatte aber noch Ueberreste einer schönen Frau. Der Kummer schien ihre Blühte mehr abgestreift zu haben, als die Zeit.

Ihre Kleidung war so reich, daß ich euch ein Vergnügen zu machen verhoffe, indem ich euch davon eine Beschreibung liefere. Sie hatte eine Weste an, die man in diesem Lande Dualma nennt. Sie unterscheidet sich darin vom Kaftan, das sie längere und unterwärts aufgekrämpte Aermel hat. Sie war von Purper, schloß genau an den Leib, und war von beyden Seiten von oben bis unten und um den Aermeln herum, mit sehr schönen und sehr grossen Perlen besetzt. An diesen Knöpfen hiengen grosse Geschlinge von Diamanten. Diesen Anzug schlossen um die Hüften zwey grosse Quasten von kleinern Perlen, und um die Arme war er mit grossen Perlen gestickt. Ihr Hemde war mit einem grossen rautenförmig geschnittenen Diamantknopfe befestigt; ihr Gürtel sehr breit und ganz mit Diamanten bedeckt. Um ihren Hals herum hatte sie drey Ketten, die bis auf ihre Kniee herabhiengen. Eine war von Perlen und an deren Ende sahe man einen Schmaragd, der so groß war, als ein kalekutisches Hünerey; eine andre bestand aus 200. dicht aneinander geschnürten Schmaragden von dem lebhaftesten Grün, jeder war einen kleinen Schildthalerbreit. Sie waren in vollkommen gleichen Paaren. Die dritte bestand aus kleinen vollkommen runden Schmaragden. Der Glanz ihr Ohrgehänge verdunkelte

ganz

ganz das Schimmernde ihres übrigen Anzuges. Sie bestanden aus zwey birnenförmig geschnittenen Diamanten, die die Dicke einer Haselnuß hatten. Am Ende ihrer Talpoche hatte sie vier Schnüre von den glänzendsten und vollkommensten Perlen, die man nur sehn kann. Es waren deren genug, um wenigstens vier sehr vollständige Halsbänder daraus zu machen. Diese vier Schnüre waren durch zwey Rosen befestigt, deren jede aus einem grossen mit zwanzig Diamanten eingefaßten Rubine bestand. Ihr Kopfputz war durch Nadeln mit Diamantknöpfen und Schmaragden ganz bedeckt. An ihren Fingern hatte sie die grösten Ringe, die man sehen kann. Kurz, ihr ganzer Anzug war wenigstens zwey Millionen werth. Keine Königin von Europa kann einen Schmuck aufweisen, der dem Werthe dieses blos zur Hälfte gleich käme. Die Juwelen der Kayserin, ob sie gleich sehr schön sind, würden gegen die Kleinodien der Sultanin Hafiten sehr mittelmäßig aussehn. Sie gab mir ein Mittagsmahl, wobey man funfzig Schüsseln Fleisch auftrug, eine an eine, nach Landesgebrauch; was mir sehr langweilig war; allein die Pracht des Services glich der Pracht des Anzuges. Die Messer waren golden, und die Hefte mit Diamanten besetzt. Der mir auffallend-

ste Luxus war in dem Tafelzeuge, und Servietten, die aus einer Art Gase bestanden, welche mit natürlichen Blumen von Seide und Gold durchstickt war; sie waren so gut gearbeitet, als die schönsten Schnupftücher, die jemals aus diesem Lande gekommen sind, und ich machte zu meinem äussersten Leidwesen davon Gebrauch. Sie waren alle verdorben, noch ehe wir abgegessen. Der Sorbet, dieß gewöhnliche Getränke, wurde in grossen porzellanen Vasen aufgetragen, deren Deckel und Unterschaalen von gediegnem Golde waren. Nach der Mahlzeit reichte man goldne Becken mit Wasser, um sich zu waschen. Die Tücher, deren man sich zum Abtrocknen der Hände bediente, waren mit dem Tischservietten von einem Schlage. Man trug den Koffee in Porzellan auf, mit goldnen Unterschaalen.

Die Sultanin schien ihr ziemlich guter Laune; unterhielt sich mit ihr im höflichsten Tone. Ich machte mir diese Gelegenheit zu Nutze, sagt Mylady Montague, um mich genauer von dem Serail zu unterrichten. Da wir von alle dem, was darin vorgeht, nicht das mindeste wissen, so wünschte ich von einer Person, die darin eine so grosse Rolle gespielt, davon unterrichtet zu seyn. Es wäre falsch, versicherte

sie

sie mich, daß der Sultan derjenigen ein Schnupftuch zuwürfe, die er zu besitzen wünschte, wie unsre Reisebeschreibungen erzählen. Er trägt, sagte sie, dem Kislar Aga auf, der Sultanin die Ehre zu hinterbringen, die er ihr zu erzeigen gesonnen ist: Sogleich wird sie von alle den übrigen komplimentirt und ins Bad geführt, woselbst sie diese Dame parfümiren, und nachher prächtig und zugleich auf eine Art ankleiden, die sich mit der vorseyenden Scene reimt. Vor dem Sultan geht ein Geschenk her, und er begiebt sich in das Zimmer, wo sie ihn erwartet. Auch das ist falsch, daß sie bis zu den Füssen des Bettes kriecht, wie die Reisesteller versichern. Die Sultanin Hafiten sagte mir, daß die erste Frau, die der Kaiser nach seiner Krönung wählte, stets den Vorrang vor den übrigen hätte, und daß dies nicht die Mutter des ältesten Sohnes wäre. Unterweilen amüsirt sich der Sultan mit allen Sultaninnen, die einen Zirkel um ihn formen. Hafiten sagte mir, sobald er einer von ihnen einige Merkmale des Vorzugs gäbe, wären die andern ein Raub der wütigsten Eifersucht. Ich fand aber, daß dieß mit den Alltagsscenen, die beynahe an allen Höfen gespielt werden, viel Aehnlichkeit hatte. Man lauert daselbst auf einen Augenblick des Monarchen; sehnt sich mit

Ungeduld eine lächelnde Mine von ihm zu erhaschen, und alle diejenigen, die keins von beyden erhalten haben, sind über die eifersüchtig, auf welche Blick oder Lächeln gefallen.

Thränen standen stets in ihren Augen, wenn sie den Namen Mustapha aussprach, und gleichwol redete sie von ihm mit Vergnügen. Mein vergangnes Glück, sagte sie zu mir, scheint mir ein Traum; doch kann ich nicht vergessen, daß ich von dem grösten und liebenswürdigsten der Monarchen bin geliebt worden. Ich machte alle Feldzüge mit ihm; er zog mich allen andern Weibern vor, und ich würde ihn nicht überlebt haben, liebte ich nicht die Prinzeßin, meine Tochter, mit der äussersten Zärtlichkeit. Kaum hat selbst diese Zärtlichkeit mich dem Tode zu entreissen vermocht. Nachdem ich meinen Sultan verlohren, konnte ich zwölf Monden hindurch nicht das Licht des Tages ertragen. Die Zeit hat meinen Kummer ein wenig gelindert; allein keine Woche vergeht, wo ich nicht einige Tage damit zubringe, seinem Gedächtnisse Thränen zu schenken.

Diese Sprache war nicht Kunst, war Ausstrom der Empfindung. Auf ihrem Ge-

Gesichte war der Schmerz gemalt; allein sie zwang sich aus Höflichkeit zum Munterseyn. Sie schlug mir einen Spaziergang in ihrem Garten vor, und sogleich brachte ihr eine von ihren Sklavinnen einen Pelz von einem reichen Brokat mit Marder gefüttert. Ich begleitete sie in diesen Garten, worinn ich ausser den Springbrunnen nichts merkwürdiges fand. Von da begaben wir uns auf ihre Zimmer. In ihrer Schlafstube stand ihr Nachttisch völlig aufgedeckt, der aus zwey Spiegeln bestand, deren Rahme mit Perlen bedeckt waren; ihre Nachttalpoche war mit Nadeln mit diamantnen Knöpfen über und über besteckt. Daneben lagen drey Westen von schönen Marderfell, davon jede wenigstens tausend Reichthaler werth war.

Diese reiche Kleidungsstücke schienen ganz absichtslos auf das Sopha hingelegt; ich glaube aber, es war mit Fleiß geschehn. Als ich von dieser Sultanin Abschied genommen, machte man eben die Ceremonie mit mir, die mir bey der Frau des Grosveziers wiederfahren war; man überreichte mir ein sehr schönes gesticktes Schnupftuch. Die Zahl ihrer Sklavinnen belief sich auf dreyßig, ohne zehn kleine zu rechnen, davon die älteste nicht über sieben Jahr war. Diese kleine Mädchen

waren insgesammt sehr niedliche Geschöpfe, und sehr reich gekleidet. Ich bemerkte, daß diese liebenswürdigen Kinder den einzigen Zeitvertreib der Sultanin ausmachten. Sie kamen ihr viel zu stehn; ein Mädchen von dem Alter wird für nicht weniger als für zweytausend, manchmal für dreytausend Lievres verkauft. Ihr in Locken gelegtes Haar war mit Blumenkränzen geschmückt, die ihren ganzen Kopfputz ausmachten. Ihre Kleider waren von Goldstoff. Sie reichten knieend der Sultanin den Koffee, und brachten ihr auf eben die Art Wasser sich zu waschen. Eine von den grösten Beschäftigungen der alten Sklavinnen ist die, daß sie für diese junge Mädchen Sorge tragen, sie sticken lehren, und sie mit so vieler Aufmerksamkeit bedienen, als wenn sie die Töchter ihrer Gebieterin wären.

Ihr werdet vielleicht glauben, fügt Mylady Montague hinzu, daß ich zum Zeitvertreib diese Geschichte verschönert habe, ich kann euch aber versichern, daß alles was sie enthält, pünktlich war ist. Dergleichen werdet ihr, ich gesteh es, in den Reisebeschreibungen von der Türkey nicht angetroffen haben; erwägt aber, daß der Rang, den ich hier begleite, mir das Vergnügen verschaft, Sachen zu sehn, wovon

sogar

sogar niemand hat können sprechen hören. Ueberdieß trägen sich alle zwanzig Jahr in den Sitten eines Landes Veränderungen zu.

Ich bin in einem Haram gewesen, wo das Getäfel der Wintergemächer mit Perlenmutter, Elfenbein von verschiednen Farben und Oelbaumholz auf die Art ausgelegt war, wie die kleinen Schächtelchen sind, die man aus der Türkey nach England bringt. Die Wände der Sommergemächer waren mit Japanischen Porzellain ausgelegt, die Lambris vergoldet, und die Fusböden mit den schönsten Persischen Teppichen bedeckt. Kurz, die Pracht der Frauenzimmer in diesem Lande ist ausserordentlich. Die Frauen der gemeinen Kerle, die gestickte Schnupftücher feil tragen, haben so reiche Kleidungen, daß man sie wegen ihres Luxus selbst bey uns für die reichsten Kaufmannsweiber halten sollte. Ihre Kleider sind von Goldstof mit Hermelin gefüttert; zu ihrem Kopfschmuck haben sie einen schönen Aufsatz von Juweelen.

Mylady Montague erzählt in einem ihrer Briefe die Art, wie eine Neuverehlichte ist im Bade empfangen worden.

Ich hatte die Neugier, sagt sie, in eins der schönsten Bäder in der Stadt

 (sie

(sie spricht von Konstantinopel) zu gehen. Man empfieng daselbst eine Neuverehelichte, und ich sahe mit Vergnügen die Ceremonien an, die bey dergleichen Gelegenheiten üblich sind. Sie erinnerten mich an das Epithalamium der Helena beym Theokrit. Mir scheint es, als wären es gerade die Ceremonien, die damals waren.

Alles, Freundinnen, Anverwandtinnen, ja sogar Bekandtinnen der beyden Familien, befanden sich im Bade. Viele andre kamen aus Neugier dahin. Es waren an diesem Tage zweyhundert Weiber daselbst versammelt. Die Wittwen und die Verehlichten setzten sich auf die im Saale angebrachte marmorne Sophas. Die Unverehlichten entkleideten sich, und erschienen ganz nackt; sie hatten keinen weitern Schmuck, als ihr langes mit Perlen u. Bändern besäetes Haar. Zwey von ihnen gingen an die Thür, um die Neuverehlichte zu empfangen, die durch ihre Mutter und durch eine ihrer Verwandtinnen geführt wurde. Sie war sehr schön und höchstens siebzehn Jahr alt. Ihre Kleider waren von sehr reichem Stof und ganz mit Kleinodien überdeckt. Sogleich ward sie entkleidet, und in den Stand der unverhüllten Natur gesetzt. Nunmehr machte sie mit allen im Bade befindlichen ledigen Frauen-

zim-

zimmern eine Art von Prozeßion. Zwey giengen voran, und streueten in silbernen Gefässen, die vergoldet waren, allerley Rauchwerk; die andern, deren Anzahl sich auf dreyßig belief, folgten paarweise. Die beyden Mädchen an der Spitze des Zuges sangen ein Hochzeitlied, das die andern im Chor wiederholten; und die zwey Letzten führten die schöne Braut, die mit niedergeschlagnen Augen einher gieng, und mit einer Miene der Bescheidenheit, die ungemein behäglich für den Zuschauer war. Auf die Art gingen diese jungen Leute die drey Badesäle rund. Es ist schwer, die Schönheit dieses Schauspiels zu malen, sagt die Englische Dame. Beynahe alle diese junge Mädchen waren nach dem allergenausten Ebenmaas gebildet, ihre Haut hatte eine blendende Weisse, und hatte durch das häufige Baden eine Art Politur bekommen. Als diese Art von Prozeßion vorbey war, stellte man die Neuverehlichte den Damen nach der Reihe vor. Eine jede machte ihr einen Glückwunsch, und hierauf ein Geschenk, das aus Kleinodien, Stücken Stof, gestickten Schnupftüchern u. s. w. bestand. Die junge Verehlichte küßte derjenigen, die es ihr überreichte, die Hand.

Ehe wir schliessen, wollen wir noch etwas von den Armeniern sagen. Man weiß,

weiß, wie mächtig sie sonst waren, jetzt stehn sie unter Türkischer Bothmäßigkeit. Da sie sich sehr gut auf den Handel verstehn, und sehr fruchtbar sind, so findet man sie in allen Theilen dieses Reichs verbreitet. Sie geben vor, Sankt Gregorius habe die christliche Religion bey ihnen eingeführt. Gottesfürchtigere Christen als sie findet man vielleicht nirgends. Gleichwol sind ihre Priester höchst unwissend. Sie lehren sie hauptsächlich, die fasten zu beobachten, die bey ihnen sieben Monate des Jahrs dauern, und brechen sie nicht, selbst in den dringendsten Bedürfnissen. Es wäre bey ihnen eine unerläßliche Sünde, während der Fasten etwas anders zu essen, als Hülsenfrüchte und Wurzeln ohne Oel, oder trocknes Brod.

Der Dolmetscher des Mylord Montague war ein Armenier. Dieser Mann war durch das Fasten so abgemergelt, daß man an seinem Leben verzweifelte; gleichwol konnten weder die Befehle seines Herrn, noch die Verfolgungen der Aerzte ihn dahin bringen, einige Löffel Suppe zu sich zu nehmen; obschon man ihn versicherte, dies sey das einzige Mittel, dem Tode zu entrinnen. Diesem Gebrauch ausgenommen, hat ihre Religion mit der Grie-

Griechischen viele Aehnlichkeit. Sie sagen, der heilige Geist gienge nur vom Vater, der Sohn wäre ihm untergeordnet. Von der Verwandlung des Brods und Weins beym Abendmahl haben sie nicht den geringsten Begrif. Diejenigen unter ihnen, welche die Ottomannische Religion annehmen, sind ihnen ein Greuel. Ihre Heyrathen sind sehr sonderbar. Sie versprechen einander sehr jung die Ehe; der Mann besucht aber seine Frau nicht eher, als drey Tage nach der Hochzeitfeyer. Man führt die Neuverehlichte in die Kirche. Sie hat eine platte und runde einem Trenschierteller ähnliche Mütze auf; auf dieser Mütze befindet sich ein rothseidner Schleyer, der bis zu ihren Füssen herabhängt. Der Priester frägt den Bräutigam, ob er gesonnen sey, diese Jungfrau zu heyrathen, wenn sie gleich taub oder blind wäre. So bald er Ja geantwortet, führen die Anverwandten und Freunde der beyden Familien sie singend und tanzend nach Hause. Wenn sie daselbst angekommen, setzt man sie auf ein Küssen in die Ecke des Sophas nieder, ihren Schleyer aber hebt man nicht auf; ihr Mann selbst hat nicht die Freyheit. Diese Gewohnheit ist so ausserordentlich, sagt Mylady Montague, daß ich selbiger nicht Glauben beymessen würde, hätten

ten mir es nicht viele Armenier bezeugt; unter andern ein junger Mensch, der weinend zu mir sagte: seine Mutter habe ihn an ein Mädchen versprochen, die er heyrathen müsse, ohne sie zu sehn; er versicherte mich aber, er wolle eher sterben, als sich dieser Tyranney unterwerfen, weil er überzeugt sey, daß alle Ungestaltheiten der Natur in ihr vereint wären.

Die Ehen, die unter unsern Himmelsstrichen geschlossen werden, sind nicht im geringsten vernünftiger; man vereinigt oft zwey junge Personen mit einander, die sich kaum gesehn haben. Die Väter und Mütter der beyden Partien sehen bloß auf die Uebereinstimmung des beyderseitigen Vermögens, auf die Uebereinstimmung der Gemüther achten sie nicht im mindesten. Daher man so äusserst selten glückliche Ehen antrift.

Mylady Montague versicherte, die Türken wüsten sich das Leben wohl zu Nutze zu machen; sie brächten es damit zu, daß sie entweder Musik anhörten oder machten, in den Gärten spatzierten, oder tränken auserlesne Weine.

Ich wiederhole, die Reisenden sind gar nicht im Stande, die Sitten und Gebräu-

bräuche der Türken kennen zu lernen, weil die Türken von Natur stolz sind, und weil diejenigen, die bey ihnen einen ansehnlichen Rang haben, sich nicht bis zum freundschaftlichen Umgang mit Ausländern herablassen, wenn sie nicht von edler Geburt sind oder Ehrenstellen begleiten. Die meisten von denen, die von der Türkey geschrieben, waren Kaufleute, die die angesehnen, die Grossen unter den Türken weder kennen zu lernen, noch zu besuchen, häufig zu besuchen, Gelegenheit hatten. Als Abgesandtin genoß Mylady Montague dieses Vortheils, und ihre Briefe sind schätzbar, weil sie uns Sachen lehren, die wir vor ihr gar nicht wusten.

Endlich sind wir an den Schluß der Neuern Geschichte. Wir hoffen, daß der Leser es uns Dank wissen wird, daß wir ihm so viele verschiedne Nationen, die in Herkommen, Gebräuchen, Gesetzen und Sitten insgesamt so sehr von einander verschieden sind, zur Schau aufgeführt haben. Man sieht, daß das, was in einem Lande Tugend, in dem andern Laster ist; was hier Höflichkeit ist, erklärt man dort für Grobheit; diese Tracht ist bey dieser Nation äusserst beliebt, bey andern Völkerschaften aber lächerlich. Die Verschiedenheit der Produkte,

dukte, der Thiere, der Mineralien, und s. w. macht eben nicht den unintreßantesten Theil dieses Werks aus. Wir können sagen, daß die Neuere Geschichte das Gemälde der ganzen Welt ist; wir haben keine Mühe, keine Sorgfalt gespart, es so viel als möglich zu seiner Vollkommenheit zu bringen, und haben unsern Zweck erreicht, wenn ihm das Publikum Geschmack angewinnt.

Ende des drey und dreyßigsten
und letzten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

dukte, der Thiere, der Mineralien, und s. w. macht eben nicht den unintreßantesten Theil dieses Werks aus. Wir können sagen, daß die Neuere Geschichte das Gemälde der ganzen Welt ist; wir haben keine Mühe, keine Sorgfalt gespart, es so viel als möglich zu seiner Vollkommenheit zu bringen, und haben unsern Zweck erreicht, wenn ihm das Publikum Geschmack angewinnt.

Ende des drey und dreyßigsten und letzten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie de, 1714-1763 / Richer, Adrien, 1720-1798 / Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm, 1726-1777

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und Russen ec Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte

Bd.: 33

Berlin (1779)

H.un. 479,III-30/33
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10033419-8
VD18 80087019-001